4/04

AQUILA

Nr.4 (54)
Oktober-Dezember
2004

Hilfskomitee AQUILA, Unterstützung der Missionsarbeit der Gemeinden in Kasachstan und Sibirien

„…große Freude, die für das ganze Volk sein wird; Denn euch ist heute ein Retter geboren, der ist Christus…“ Lukas 2,10-11

Wer freut sich schon über einen Rettungsring? Wenn man an Bord eines Schiffes kommt merkt man diese Dinge ja kaum, auch wenn sie sehr auffallend markiert sind. Aber in der Not! Da schaut man aus nach einem Rettungsring, Rettungswagen, Rettungshubschrauber … nach einem Retter!!!

Wie steht es bei uns mit der Weihnachtsfreude? Ist es die Freude an unserem Heiland, dem Retter? Oder sind wir auf die Nebensächlichkeiten abgerutscht? Es hängt davon ab, wie sehr wir Ihn, den Retter, brauchen!

Viele Menschen wissen nichts von diesem Retter, den sie so nötig brauchen. Viele lehnen Ihn ab. Und doch gilt die große Freude über den Heiland allem Volk. Möge auch die Missionsarbeit der Gemeinden in Kasachstan und Sibirien dazu beitragen, dass noch viele diese Freude erleben!

Freude, große Freude, leuchtet aus der Nacht,
Jesus hat die Freude in die Welt gebracht!
Er sah unsre Traurigkeit, unsre Sünde, unser Leid.
Da hat Freude Er gebracht, Freude leuchtet aus der Nacht.

Kinderschicksale
Kinderarbeit
Kinderfreizeiten

In diesem Heft:

ARTIKEL ..... SEITE ... KARTE

Baugrungsätze in der Gemeinde..... 3

Reiseberichte
Segen und Gastfreundschaft erlebt..... 5..... 1,2
Gott heilt das Verwundete und das Schmerzende ..... 6..... 3
Erntearbeit im Nowosibirskgebiet..... 8..... 2
Auf der Suche nach Zeugnissen ..... 10... 4,5,6,7
Glückliche Kinder? ..... 12..... 4
Er gebe dir, was dein Herz begehrt..... 13..... 4

Mission der Gemeinden
Zeit für jedes Kind ..... 16..... 4
Kinderfreizeiten im Kinderlager „Immanuel“ 2005..... 18

Auf den Spuren unserer Geschichte
200 Jahre der mennonitischen Ansiedlung
am Fluss Molotschnaja in Südrussland ..... 19..... 8

Alte Fotos..... 33..... 9

Kindergeschichte
Weihnachten in einer Erdhütte ..... 33..... 10,11

Dankesbriefe für Kinderfreizeiten..... 36

Nachrichten aus dem Leben der Christen im Osten
Schließung des Kinderheims in Temirtau?..... 39..... 12

Buchvorstellung..... 39

Meldungen, Gebetsanliegen..... 40

Impressum

Herausgeber:
Hilfskomitee Aquila
Liebigstr. 8, D-33803 Steinhagen
Telefon: ***05204-888003***
Fax: ***05204-888005***
e-mail: info@hkaquila.de

Erscheint *viermal jährlich*

Konto:
Hilfskomitee Aquila
Sparkasse Bielefeld
BLZ 480 501 61
Kontonummer 44 112 480

Ansprechpersonen:

- *Jakob Penner*
- *Woldemar Daiker*

- *Peter Bergen*
  Tel.: 0 26 31 - 5 37 92
  Fax: 0 26 31 - 5 37 41

- *Erich Liebenau*
  Tel. 0 62 33 - 4 25 05

Baugrundsätze in der Gemeinde

Hauptbotschaft auf dem Aquila-Missionstag 2004

5Wer ist nun Apollos? Wer ist Paulus? Diener sind sie, durch die ihr gläubig geworden seid, und das, wie es der Herr einem jeden gegeben hat:

6Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben.

7So ist nun weder der pflanzt noch der begießt etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.

8Der aber pflanzt und der begießt, sind einer wie der andere. Jeder aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit.

9Denn wir sind Gottes Mitarbeiter; ihr seid Gottes Ackerfeld und Gottes Bau.

10Ich nach Gottes Gnade, die mir gegeben ist, habe den Grund gelegt als ein weiser Baumeister; ein anderer baut darauf. Ein jeder aber sehe zu, wie er darauf baut.

11Einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

12Wenn aber jemand auf den Grund baut Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stroh,

13so wird das Werk eines jeden offenbar werden. Der Tag des Gerichts wird's klar machen; denn mit Feuer wird er sich offenbaren. Und von welcher Art eines jeden Werk ist, wird das Feuer erweisen.

14Wird jemandes Werk bleiben, das er darauf gebaut hat, so wird er Lohn empfangen.

15Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird gerettet werden, doch so wie durchs Feuer hindurch.

1.Korinther 3,5-15

Zu der Frage der Baugrundsätze in der Gemeinde, finden wir im Neuen Testament eine Anzahl von Antworten. Der Bibelabschnitt zeigt vier dieser Grundsätze für den Bau in der Gemeinde:

1. Gott baut mit Menschen

„denn wir sind Gottes Mitarbeiter"

Ist das nicht selbstverständlich? Hatte Gott keine andere Wahl, als mit Menschen zu bauen? Doch, Er hätte es auch anders machen können, ihm standen alle Möglichkeiten zur Verfügung. Und doch erwählt Er in seiner Allwissenheit und seiner Gnade Menschen zum Bau seines Werkes auf Erden. Diese Tatsache sollte uns immer wieder tief demütigen! Denken wir da an einen Vater mit seinem kleinen Sohn. Der Vater erledigt seine Arbeit und sein Sohn will ihm helfen. Dieses „Helfen" des kleinen Sohnes ist mehr Hindernis und Zeitverlust. Der Vater hätte die Arbeit allein viel schneller und besser gemacht als mit der scheinbaren Hilfe seines Sohnes. Und oft ist es in der Tat so, dass wir das Kind spielen schicken, um unsere Arbeit tun zu können.

Gott aber schickt niemand „spielen". Für Ihn ist jeder wichtig. Auch wenn diese Menschen voller Fehler und Mängel sind und es viele Jahre dauert diese Menschen vorzubereiten, ein Werkzeug daraus zu machen, welches Er einsetzen und brauchen kann. Gott vollbringt sein „unmögliches" Werk mit unmöglichen Leuten.

Gott baut mit Menschen, die bereit sind, Diener zu sein. Das ist jemand, der bereit ist, sich demütigen zu lassen und als Handlanger Gottes, als Überbringer der Botschaften des Herrn den anderen zu dienen. Das ist ein wichtiger Baugrundsatz in der Gemeinde Jesu. Betrachten wir das Bild, das Paulus in dem Text aus 1. Korinther gebraucht. Er vergleicht den Gemeindebau mit einem Ackerfeld. Auch heute noch ist die Arbeit eines Landwirts hart, er muss fleißig sein und beständig dranbleiben. Das trifft auch auf Mitarbeiter im Reich Gottes zu – auch im Gemeindebau und in der Mission geht es um harte Arbeit. Ein Mitarbeiter muss aber auch auf das Aufgehen und Wachsen des Samens warten lernen.

2. Gott baut mit Menschen, die Er begnadigt und begabt

„ich nach Gottes Gnade, die mir gegeben ist, habe den Grund gelegt, als ein weiser Baumeister"

Der Dienst des Paulus war von Anfang bis Ende Gottes Tun, alles

Gebetsgemeinschaft auf dem Missionstag in Neuwied

war geschenkt; nichts war verdient oder erarbeitet worden. Mitarbeiter haben keinen Grund sich etwas einzubilden! Unser Text sagt wiederholt, dass alles, was ein Mitarbeiter ist und tut, Gnade und Geschenk ist:

– *„wie es der Herr einem jeden gegeben hat“ 1. Kor. 3,5*
– *„Gott, der das Gedeihen gibt“ 1. Kor. 3,7*
– *„ich nach Gottes Gnade, die mir gegeben ist …“ 1. Kor. 3,10*
– *„was hast du, das du nicht empfangen hast“ 1. Kor. 4,7*

Galym und Bolat aus Kasachstan singen ein Lied in Kasachisch

3. Gott baut mit Menschen, die sich Ihm verantworten müssen

„ein jeder sehe zu wie er darauf baue“

Es kommt nicht darauf an, dass wir aktiv sind, dass wir etwas leisten, sondern was die Motive der Mitarbeiter, der Mitdiener sind. Es gibt verschiedene Möglichkeiten und Motivationen für eine Mitarbeit an dem Bau Gottes:

– Menschenorientierte Arbeit: Hier stehen Menschen im Vordergrund. Auch für Gott sind Menschen sehr wichtig, für sie gab Er seinen Sohn Jesus Christus. Aber die Person darf nie im Mittelpunkt stehen. Das äußert sich zum Beispiel in der Aussage: „Wenn es der Prediger gesagt hat, dann stimmt es! Sein Wort gilt mehr als der anderer Prediger!“

– Bedürfnisorientierte Arbeit: Man fragt sich – sogar in christlichen Kreisen –: Was will der „Kunde“? Wo liegen seine Bedürfnisse? Was ist ihm angenehm? Was hält ihn bei uns fest?

– Leistungsorientierte Arbeit: Hier sind besonders viele Aktivitäten wichtig, es muss immer etwas Neues sein.

– Zahlenorientierte Arbeit: Man versucht Mengen anzuziehen und misst die Arbeit an Zahlen.

Paulus geht in 1. Korinther 3,12 auf den Lohngedanken ein. Dinge, die von der Menge auffallen und beeindrucken wie das Holz und das Stroh, mögen sehr täuschen. Sie werden die Feuerprüfung nicht bestehen. So wie das Gold oder Silber klein ist, muss das, was Gott tut nicht sofort jedem auffallen, weil die einzig richtige und gültige Ausrichtung in der Gemeindearbeit die **Christusorientierte** Arbeit ist. Jesus betont, dass der Lohn von der Treue abhängt; alles, was aus Liebe zum Heiland getan ist, das wird bestehen.

Ein anderes, was hier nicht übersehen werden darf, ist, dass jeder an diesem Bau beteiligt sein soll – das wird ganz einfach vorausgesetzt – *„ein jeder aber sehe zu, wie er darauf baue“*. Gott will in seinem Bau jeden brauchen: den einen als Evangelisten, den anderen als den, der das Zelt für die Evangelisation aufbaut; den einen als Prediger, den anderen als Schreiner der die Kanzel baut.

4. Gott baut mit Menschen, auf dem einzigen Grund, der Jesus Christus ist!

„einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“

Alles andere Bauen, Arbeiten und Wirken ist nicht „Gemeindebau“. Es mag sehr sozial oder menschenfreundlich sein, es können sogar klare Ziele verfolgt werden. Wenn aber nicht auf dem Grund, der Jesus Christus selbst ist, gebaut wird, ist es nur menschliche Aktivität.

Dieser 4. Baugrundsatz lehrt uns, dass es gerade in Fragen von Mission und Evangelisation zuerst um nichts anderes gehen kann, als allein um Jesus Christus – dem Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trug, welches dafür am Kreuz auf Golgatha sein Blut vergoss und die Menschheit mit Gott, seinem Vater, versöhnte. Auf dieser Grundlage kann dann das Weitere gebaut werden; zuerst kommt der lehrmäßige Teil, danach das Jagen nach dem Frieden und der Heiligung im Leben der Kinder Gottes. Gottes Bau kennt nur eine Grundlage und das ist eine Person – sein Sohn, Jesus Christus!

Zusammenfassend wollen wir festhalten:

– Gott baut mit Menschen

– du darfst mitarbeiten, mitdienen, mitbauen

– Gott hat einen ganz bestimmten Platz für dich, er braucht aber deine Bereitschaft ihn auszufüllen

– Gottes Mitarbeiter zu sein ist eine Ermutigung und ein Vorrecht

– als Mitarbeiter Gottes bist zu niemals allein

– das Wissen darum, dass alles Gnade und Geschenk Gottes ist, wird die Mitarbeiter in der Demut bewahren

– Gott führt uns in die Schwachheit, damit der Glaube sich nicht auf menschliche Weisheit, sondern auf die Kraft Gottes gründen kann

– der Dienst soll auf der allein gültigen Grundlage geschehen: Jesus Christus allein!

Johann Braun,
Neuwied-Torney

Segen und Gastfreundschaft erlebt

Jugend aus Grünberg in Altai- und Nowosibirskgebieten

Alles fing damit an, dass unser Gemeindeältester Viktor Enns vor einigen Jahren als Übersetzer mit dem Evangelisten Wilhelm Pahls nach Slawgorod reiste. Im vergangenen Herbst wurde er auf dem Missionstag des Hilfskomitee Aquila wieder von den Brüdern nach Slawgorod eingeladen, um an evangelistischen Einsätzen teilzunehmen. Auf diese Einladung reagierte auch eine kleine Gruppe von zehn Jugendlichen und ein älterer Bruder, der im Altaigebiet geboren ist. Die Jugend übte Lieder und Gedichte ein und teilte sich in zwei Gruppen auf: die größere sollte sich evangelistisch einsetzen, die kleinere schon bestehende Gruppen von Gläubigen besuchen.

Endlich kam der Abflugtag, der 24. Juli. In der Stillen Zeit hat mich der Herr mit den Worten eines Liedes getröstet, dass der Weg gelingen würde und so ging ich festen Schrittes zum Bahnhof, wo schon fast alle Geschwister versammelt waren. Ohne Zwischenfälle kamen wir in Moskau an, wurden aber bei der Passkontrolle in „Scheremetjevo-Zwei" ziemlich lange aufgehalten. Als wir dann noch versuchen wollten, den Anschlussflug Moskau-Novosibirsk mit einem Bus zu erreichen, erlebten wir praktisch, was es bedeutet, in Russland zu reisen. Wegen uns verspätete sich der Abflug um etwa 45 Minuten. Es war uns ziemlich peinlich, als wir ins Flugzeug einstiegen, wir spürten förmlich die Blicke der rund 300 Insassen, obwohl einige von ihnen ziemlich betrunken waren. Weil es schon ziemlich spät war, kam keine Unterhaltung mit meinem Nachbarn zustande, deshalb versuchte ich einzuschlafen. Wir flogen die ganze Nacht durch und landeten endlich in Novosibirsk. Am Flughafen warteten schon die Brüder Johann Isaak und Wladimir Weiß aus der Gemeinde Slawgorod auf uns.

In Slawgorod wurden wir in einer Herberge am Bethaus untergebracht, wo wir uns etwas erholen konnten. Am nächsten Tag gestalteten wir dort eine Versammlung unter dem Thema „Das Wort". Nachmittags besuchten wir zwei kleine Gruppen in Grischkovka und Jarowoje.

Am Montag zeigten uns die Brüder die Gelbe Mühle. Dieses Gebäude, einmal von einem deutschen Unternehmer erbaut, wurde von der Sowjetregierung zu einem Gefängnis umfunktioniert, in dem nicht nur kriminelle, sondern auch viele politische Gefangene saßen. Viele Gläubige haben hier ihre letzten Tage verbracht. Nach der Gefängnisbesichtigung lernten wir die Stadt und ihre Geschichte ein wenig kennen, besuchten auch einen Militärflughafen in dessen Nähe früher Tauffeste durchgeführt wurden. Abends trennten wir uns. Unsere Gruppe fuhr in Richtung Süden in Begleitung von Alexander Weiß, einem Evangelisten aus Slawgorod. Unser Fahrer war Onkel Peter Rogalsky.

Auf dem Weg nach Oserno-Kusnezowo hat uns der von zahlreichen Bränden gekennzeichnete Wald sehr beeindruckt. Bei einer Familie angekommen, die dort seit kurzem im Auftrag der Gemeinde wohnt, wurde eine Versammlung mit einer kleinen Gruppe von Besuchern durchgeführt. Am nächsten Tag fuhren wir weiter nach Süden. Wir besuchten ein Ehepaar in Laptev Log und bewegten uns weiter in Richtung Topolnoje. Dort besuchten wir den örtlichen Förster Djadja Mischa und seine Frau mit dem Abendmahl. Anschließend zeigte er uns eine 800-jährige Fichte. Nächster Halt war in Rubzowsk, wo wir bei einer Familie übernachteten. Von da aus fuhren wir mit einem Bruder nach Mosalicha weiter.

Abends waren wir wieder in Rubzowsk und nach dem Abendessen fuhren wir nach Tolowka. Dort warteten auf uns trotz später Stunde (etwa 1.00 Uhr nachts) fünf Schwestern mit drei Kindern. Der Besuch war für sie etwas sehr wichtiges, deshalb wollten sie gerne warten, egal wie lange. Nach der Gemeinschaft aßen wir noch etwas und fuhren zur Übernachtung nach Sawuschka.

Am nächsten Tag erwartete uns eine Überraschung. Onkel Peter brachte uns zu einem schönen Natursee, der von außergewöhnlichen Felsstrukturen umsäumt war. Danach besuchten wir noch ein paar umliegende Dörfer, wo wir ebenfalls Gemeinschaften hatten, immer von deftigen Malzeiten begleitet. Dann machten wir uns wieder auf den Weg nach Slawgorod.

Versammlung im Hof in Pospelicha, Altajgebiet. Jakob Weiß bringt die Botschaft

Die Erinnerungen an die erste Woche bleiben unvergesslich. Während den Fahrten führten wir viele Gespräche über verschiedene Themen. Sehr stark beeindruckten uns die Erzählungen von Onkel Peter über seinen Fahrerdienst in den Jahren der Verfolgung, wie ihn der Herr oft vor dem Gefängnis bewahrt hat, als er mit geistlicher Literatur illegal unterwegs war. Das zweite Wochenende verbrachten wir mit der ersten Gruppe gemeinsam in Slawgorod. Dabei besuchten wir die Gemeinschaften in Choroschee, Tabuny und Serebropol.

In der zweiten Woche wohnte unsere Gruppe in Lukowka bei Bruder Andreas, der mit seiner großen Familie dorthin umgesiedelt ist, um Versammlungen durchzuführen. Wir halfen ihm ein wenig im Haushalt und besuchten abends kleine Gemeinschaften in der Umgebung. In diesem Dorf wurden wir unmittelbar mit dem für viele von uns vergessenen russischen Alltag auf dem Land konfrontiert. Die Schwestern melkten die Kühe, legten Gurken ein und halfen einem älteren Ehepaar, das in einem völlig verwahrlosten Haus lebte, beim Aufräumen. Die Brüder hackten Holz und halfen im Kornspeicher. Bei unseren Hausbesuchen lernten wir eine deutsche Oma kennen, die mit 13 Jahren aus der Ukraine nach Sibirien verschleppt worden ist. Trotz der harten Schicksaalschläge hat sie die deutsche Sprache nicht verloren und sang mit uns sogar ein Lied aus dem deutschen Liederbuch.

Die andere Gruppe fuhr mit zwei Brüdern aus Slawgorod in die Dörfer des Nowosibirskgebiet. Ihr Ziel waren evangelistische Dienste und Besuche von kleinen Gruppen und Gemeinden dieser Gegend. Vier Mal hat der Herr ihnen ermöglicht, Kulturhäuser zu mieten. Die Besucherzahl war unterschiedlich. Die Zeiten, in denen solche Gottesdienste einen Ansturm der Dorfbewohner erlebten, sind vorüber. Deshalb war es für die Gruppe eine Freude, dass im Dorf Gruschewka etwa 20 Besucher zum Gottesdienst kamen. Hier gab es auch einige Bußgebete. In Tschernawka kamen sogar über 40 Besucher, die mit großem Interesse das Programm und die Abschlusspredigt verfolgten. Anders war es im großen Dorf Novosselskoje. Trotz sorgfältigem Einladen (man klopfte an jede Tür), kamen nur wenige. Aber auch für diese einzelnen Seelen hat es sich gelohnt.

Die Dorfbewohner in Podoljsk hörten mit Interesse das Wort Gottes

Einen sehr schweren Eindruck machten auf die Geschwister die aussterbenden Dörfer. Ein Beispiel dafür war das Dorf Rosenthal, das vor ungefähr 100 Jahren von deutschen Kolonisten gegründet wurde und heute ein elendes Bild bietet. Die Auswanderung der deutschen Bewohner und der allgemeine wirtschaftliche Zerfall haben das einst blühende Dorf ruiniert. Leider macht sich auch fast niemand auf die Suche nach Gott. Die einzelnen Geschwister, die die Gruppe besuchen durfte, machten oft einen sehr erstaunlichen Eindruck. Munter tragen diese Kinder Gottes ihr oft schweres Los und dienen dabei den andern Dorfbewohnern als Zeugnis über ihren Erlöser. Ihre Freude über den Besuch der Gruppe war sehr groß.

Am Samstag gestalteten wir gemeinsam einen Abschlussgottesdienst in Slawgorod, bei dem jeder von uns die Gelegenheit bekam etwas mitzuteilen. Die Gastfreundschaft der Slawgoroder Gemeinde hat uns wirklich gut getan. Ich bin dem Herrn sehr dankbar, dass Er uns die Gelegenheit zu dieser Reise gab. Wir haben viel Segen dabei erlebt und können die Teilnahme an solchen Fahrten weiterempfehlen.

A. Lorenz,
Grünberg

Gott heilt das Verwundete und das Schmerzende

Besuch bei Familie Totjew in Beslan, Ossetien

Da die grausamen Ereignisse in Beslan kurz vor der Abreise unserer Brüder in den Kaukasus geschahen, bat die Gemeinde sie, die betroffenen Geschwister in der Stadt zu besuchen, um ihnen zu sagen, dass wir mit ihnen mittrauern und für sie beten.

Hier nun der Reisebericht:

Als wir zu dem Haus kamen, in dem die Familie Totjew wohnte, die während der Geiselnahme in der Schule vier ihrer fünf Kinder verloren hatte, empfing uns am Hoftor der Großvater der Familie. Er lud uns freundlich ein. Im Hof kam uns

eine jüngere Frau entgegen, die uns sehr freundlich, mit einem Lächeln im Gesicht, einlud: „Kommt bitte weiter! Kommt bitte weiter!“ Ich hatte gar nicht damit gerechnet, in diesem Hause ein so freundliches, zufriedenes, lächelndes Gesicht zu sehen.

„Na, das könnte wohl eine bekannte oder verwandte Frau sein. Die Mutter ist es sicher nicht“, so dachte ich. Im Haus begrüßte uns noch eine Frau, deren Gesicht mir Traurigkeit und Wehmut entgegen brachte. „Das ist die leidtragende, in Trauer gehüllte Mutter“, war mein erster Gedanke. Kurz darauf kam auch der Vater. Er begrüßte uns und lud uns ein, Platz zu nehmen. Er, die Frau, die uns als erstes im Hof begrüßt hatte, und wir saßen nun gemeinsam um den Tisch und kamen in ein Gespräch. Der Vater erinnerte sich an seinen kleinen Sohn. Wie er war, was er getan und wie bzw. was er gebetet hatte. Man sah ihm an, dass es ihm sehr schwer fiel, diese Bilder vor seinen Augen zu sehen. „Es ist für einen ossetischen Vater nicht einfach, den Verlust des einzigen Sohnes zu verkraften“, sagte er. „Ich kann das Ausmaß der Tragödie bis jetzt noch nicht richtig begreifen.“

Aber in all den Erinnerungen und Erzählungen hörte man kein hoffnungsloses Jammern und Klagen. Es war kein Anzeichen zu sehen, dass die Familie unter der Schwere der Last zerbrochen war.

„Ich wundere mich, woher ich die Kraft habe, dies alles zu ertragen. Ich kenne mich so nicht“, sagte der Vater. „In der Regel mache ich mir schon Sorgen, wenn die Kinder zum Arzt müssen. Nach dem furchtbaren Ereignis konnte ich sogar die Plastiksäcke öffnen, in denen die Überreste der Kinder waren, um festzustellen, ob es meine Kinder sind. Es ist für mich ein Wunder Gottes, dass ich dies alles so ertragen kann. Ich weiß, es sind die Gebete der vielen Christen aus verschiedenen Ländern und Völkern.“ „Brüder“, so der Vater weiter, „bitte, sagt es in den Gemeinden, sagt allen Menschen, die für uns gebetet haben, die teilgenommen haben an unserem Leid, die uns nicht allein gelassen haben in den schweren Stunden, ein einfaches, menschliches Dankeschön. Ohne diese Gebete und Anteilnahme und die Kraft, die mir Gott geschenkt hat, hätte ich den großen Verlust nicht verkraftet. Mein Gebet und herzliches Verlangen ist, dass dieses unermessliche Leid, diese große Tragödie, die unser Volk tief getroffen hat, die Menschen zur Besinnung und zu Gott bringt; auch dass wir als Gläubige in der Zukunft so eng miteinander verbunden sind und füreinander stehen könnten. Ich bete, dass die Menschen niemals Ähnliches erleben müssten.“

Die Turnhalle in Beslan ein Monat später nach der Geiselnahme

Dann erzählte uns die Frau, die uns im Hof mit dem sanften und freundlichen Blick empfangen hatte:

„Unsere Kinder im Alter von 9 - 14 Jahren gingen alle noch zur Schule (vier Mädchen und ein Junge). In der Regel betete ich mit ihnen, bevor sie aus dem Haus gingen, dann bekam ich einen Kuss auf die Wangen und so liefen die Kinder zur Schule.“ Jetzt erst wurde mir klar, dass diese Frau, die einfach Leben ausstrahlte in dem Trauerhaus, die Mutter war.

An diesem Tag wollte Raja, die Mutter, auch zur Schule gehen, hatte aber gerade etwas zu tun. Nach kurzer Zeit kam eines der Mädchen zurück. „Was ist los?“, fragte die Mutter, „hast du etwas vergessen?“ „Nein“, war die Antwort des Kindes, „ich wollte dir nur einen Kuss geben.“ Das waren die letzten Worte ihrer Tochter. Von den fünf Kindern hat nur die zweitälteste Tochter Madina überlebt.

Sie erzählte weiter von dem, was ihre am Leben gebliebene Tochter erlebt hatte: „Unsere Kinder saßen in der Schulturnhalle alle beisammen in der Nähe des Basketballkorbes. Die Menschen durften nicht aufstehen. Unsere Tochter konnte sich erinnern, dass der bewaffnete Mann gut zu den Leuten war. Sie fragte ihn, ob

Wer kann die Leidtragenden trösten?

Am Schuleingang hängen Fotos von den vermissten Kindern

sie Wasser holen dürfte. „Wenn du nicht Angst hast, dann geh“, war die Antwort. Und so holte sie Wasser für die Kinder. Irgendwann krachte es gewaltig und sie machte die Augen zu. Nachdem sie ihre Augen wieder öffnete, sah sie ihre Geschwister nicht mehr, sondern nur ein großes Durcheinander. Schließlich fand sie in diesem Chaos eine ihrer Schwestern. Die war schwer verletzt und hatte Brandwunden. Als sie ihre Schwester in Sicherheit bringen wollte, wies einer der Terroristen sie an, in einen Nebenraum zu gehen. Dahin schleppte sie ihre verwundete Schwester. Als sie damit fertig war, holte sie für die Verletzte Wasser zum Trinken. Dann brachte sie noch Wasser und goss es über die Brandwunden. Danach brachte sie ein Schild an das Fenster an mit der Aufschrift: „Nicht schießen, hier sind Kinder“.

Das Fenster wurde von den Rettungseinheiten eingeschlagen und die Schwestern in Sicherheit gebracht. Im Krankenhaus ist die Verletzte gestorben.“

So saßen wir um den Tisch und hörten zu, wie und was uns die Eltern erzählten. Dann stand Schwester Raja auf und deckte uns den Tisch. Ihre Tochter, die das Unglück überlebt hat, half ihr dabei.

Wieder einmal offenbarte sich Gott in Seiner Macht und Herrlichkeit. Ich meine nicht die Ereignisse in Beslan. Das war die Offenbarung des Bösen in seiner Grausamkeit und Unmenschlichkeit. Gottes Macht und Herrlichkeit durften wir in der Haltung der Eltern sehen dem gegenüber, was sie hinnehmen mussten. Es war großartig! Es war würdig eines Menschen, der an Gott glaubt. Und Gott bekennt sich zu seinen Kindern und schenkt ihnen inmitten des Leides und des Schmerzes Trost, Geborgenheit und Kraft, das Auferlegte zu tragen. Da, wo kein Mensch im Stande ist, das Verwundete, das Schmerzende zu heilen – da heilt Gott!

Thomas Ebersold, Erich Liebenau und Gerhard Matthies, Frankenthal

Besucher aus Deutschland im Haus der Familie Totjew in Beslan

Erntearbeit im Nowosibirskgebiet

Einsatz einer Gruppe aus Hüllhorst

Mit einer Gruppe von fünf Brüdern und drei Schwestern wurden wir von der Gemeinde Hüllhorst in die Dörfer im Nowosibirskgebiet gesandt, die schon mehrere Male von unseren Gruppen besucht wurden. Während unserer Reise konnten wir immer wieder feststellen, dass viele Menschen Frieden für ihre Seele suchen, aber keinen Ausweg aus ihrer festgefahrenen Lage finden. *„Mein Volk kommt um aus Mangel an Erkenntnis“ (Hosea 4,6a).*

Unser Ziel war es, so viele Menschen wie möglich mit dem Evangelium zu erreichen. Wir gingen von Haus zu Haus und luden die Leute ein, unsere Versammlungen zu besuchen, die meist in den Dorfgemeinschaftshäusern stattfanden.

Die Besucherzahl war sehr unterschiedlich, es kamen etwa 10 bis 40 Personen zusammen. Einige kamen jedes Mal zu den Versammlungen, und es war auch zu merken, dass sie suchend waren. Nach der Versammlung wollten manche Besucher nicht auseinander gehen. Sie standen auf, aber wenn ein Lied angestimmt wurde, setzten sie sich wieder und hörten mit Tränen in den Augen zu. Wie gut wäre es, wenn wir diese Menschen in ihrem verlorenen Zustand aus der Sicht Gottes sehen könnten und jeder von uns einen Rettersinn hätte! Gerettet sein gibt doch Rettersinn.

Es wurden viele christliche Schriften und Kassetten verteilt, was die Menschen auch gerne annahmen. Als wir die Bewohner des Dorfes Andrejewka zur Versammlung einluden, bat uns eine Mitarbeiterin des Seljsowets (Dorfrat) in ihre Büros zu kommen und auch da das Personal einzuladen. Vor etlichen Jahren wurden Brüder in dieses Gebäude hingeführt, um wegen ihres Glaubens verhört zu werden, jetzt sollten wir in das Haus gehen, um die Dorfverwaltung zum Gottesdienst einzuladen.

Das Wort Gottes und die geistlichen Lieder beeindruckten die Zuhörer sehr und sie baten uns mehrmals, sie wieder zu besuchen. Solche Gemeinschaften sind von großer Bedeutung, denn zwei oder drei Versammlungen genügen nicht, um den Menschen den Weg zum Heil ausreichend zu erklären. *„Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger?“ (Römer 10, 14)*

In mehreren Orten gibt es Schwestern, die die einzigen Kinder Gottes in ihrem Dorf sind. Sie bedürfen besonderen Trostes, Ermunterung und unserer Gebete. Nach der Versammlung in Wosnesenko besuchten wir am späten Abend eine Schwester im Dorf Slawjanka. Während unserer Gemeinschaft mit ihr im Hof kamen viele Leute zusammen. Die stechenden Mücken hielten sie nicht davon ab, dem Gesang zuzuhören.

Nach dem Gottesdienst in Andrejewka wurden Neue Testamente verteilt

Wir besuchten auch das Altenheim „Dom Miloserdija“ (Haus der Barmherzigkeit) in Kasanka. In diesem Haus wird den alten Leuten menschliche Barmherzigkeit erwiesen, aber über die göttliche Barmherzigkeit wissen sie sehr wenig. Die Heimbewohner und das Pflegepersonal waren sehr beeindruckt von den geistlichen Liedern.

Ich habe hier nur wenige Ausschnitte aus unserem Einsatz berichtet. Es ist sehr schwer aufs Papier zu bringen, was wir gesehen und erlebt haben. Die Ernte ist seit der Zeit Jesu nicht weniger geworden. Was der Herr damals zu den Jüngern sagte, gilt heute auch uns: *„Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte.“ (Joh. 4,35b)*

Damit man die weißen Felder sehen kann, muss man die Augen höher als die eigenen irdischen Sorgen heben.

Peter Enns,
Hüllhorst

In Kusnezowka fand der Gottesdienst einfach auf der Straße statt

O, schau mein Freund, die reifen Felder an,
die Ähren kommen langsam um.
Sie rufen aus nach treuen Dienern stets,
die folgsam sind auf Gottes Ruf.

O, Bruder hebe deine Augen auf,
und sieh welch großes Arbeitsfeld,
dort sterben täglich Menschen heut in Angst.
Wer rettet sie, wer geht dort hin?

Was hält dich Bruder um zu geh´n hinaus,
wo bis zum Himmel steigt die Not,
wo kommen um die Menschen in der Nacht,
wo sie so brauchen Gottes Wort?

Und Millionen geh´n der Hölle zu…
Sie werden dich verklagen einst,
dass du dich nicht vom Platz gerühret hast,
dein Sichel ganz von Rost bedeckt.

Es geht der Gnadensommer schon zu End,
die letzte Stunde naht heran.
Doch Jesus ruft! O, eile schnell, behend,
es ist noch Arbeit für dich da!

Auf der Suche nach Zeugnissen

Reise nach Ost- und Südkasachstan im Zeitraum 14.09.2004-02.10.2004

Zum 100-jährigen Jubiläum der Verbreitung des Evangeliums in Kasachstan erschien im September 2003 das Buch in russischer Sprache „Licht des Evangeliums in Kasachstan".

Beim Betrachten der Geschichte der Verkündigung des Evangeliums und der Verbreitung der Baptisten und Mennoniten in Kasachstan in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ahnten die Herausgeber, dass noch viele „weiße Flecken" in den gesammelten Informationen, den Fakten und Fotos vorhanden sind. Dies war der Anlass für eine Reise durch Ost- und Südkasachstan, um noch mehr Fakten, Fotos und womöglich auch Zeugnisse der Augenzeugen jener Zeit zu sammeln.

Am 14. September 2004 starteten die Mitarbeiter dieser Gruppe von Frankfurt/Main über Moskau nach Karaganda. Es waren W.Daiker aus Bielefeld, A.Fast aus Harsewinkel und V.Dück aus Marienheide. In Saran wurde ein Bus für die Reise durch Kasachstan bereitgestellt. Mit großer Geschicklichkeit haben die Autofahrer Alexander Jost (Karaganda) und Andreas Fast den Bus auf der langen Strecke, ca. 3.000 km, durch Steppen, Hügelland und Bergserpentinen der kasachischen Weiten gelenkt.

In Karaganda besuchten die Mitarbeiter der Gruppe einen alten Bruder, Ljoda Wassilij Andrejewitsch. Trotz seines hohen Alters (91 Jahre) hatte er ein sehr gutes Gedächtnis und konnte viele Gedichte und Lieder, die das Leben der Gläubigen in den schweren Verhältnissen des Steplag Anfang der 50er Jahre beschrieben, auswendig aufsagen.

Abschiedsfoto in Pawlodar

In Pawlodar schloss sich der Gruppe V.Fast (Frankenthal) an, der in dieser Stadt in der Gemeinde eine Bibelwoche durchgeführt hatte.

Von Semipalatinsk bis Taldy-Kurgan begleitete uns Bruder Kitschigin, von Ust-Kamenogorsk bis Syrjanowsk und zurück war Bruder Swerew Sergej Grigorjewitsch in unserer Begleitung. In Syrjanowsk hatten wir ein Gespräch mit einem älteren Bruder, Schirjajew Alexej Prokopjewitsch (geb.1910). Als Augenzeuge erzählte er von der geistlichen Erweckung der 20er Jahre in den Dörfern südlich von Syrjanowsk.

Viktor Dück mit Br. Ljoda Wassilij

In Ust-Kamenogorsk zeigten uns zwei Schwestern Nina (geb.1922) und Nadeshda (geb.1923) Burows Fotos und Zeugnisse vom Leben der Gemeinde jener Jahre. Ihr Vater war Prediger in der Gemeinde in den 20er Jahren.

Weiter ging unser Weg über Ajagus nach Urdshar, wo schon zur Zarenzeit die Christen, die damaligen Umsiedler, große Schwierigkeiten und Leid erlebten. Da die Straßen zwischen den Seen Sassykkol und Alakol nicht ausgebaut sind, mussten wir zurückfahren und durch Taskelen an der Westgrenze, der sandigen Halbwüste Sarykul, bis Utscharal fahren. 18 km von der Stadt entfernt, im Dorf Obuchowka, hatten wir ein Treffen mit Popowa Jekaterina Aleksejewna (geb.1913), eine Zeugin des christlichen Lebens der längst verflossenen Tage. In Andrejewka erinnern sich die Gläubigen an die Zusammenkünfte der Gemeinden in den 20er Jahren in diesen Regionen. Ein vergilbtes Foto bleibt für uns noch ein stummer Zeuge der Ereignisse aus jener Zeit.

Ähnliche Begegnungen hatten wir in Taldy-Kurgan, Tekeli und Kirowsk.

In Almaty fanden wir viele Fotoalben und Fotostände der Geschichte der Bruderschaft, die Bruder Guslistow Anatolij Nikolajewitsch, ein unermüdlicher Fotograf, vorbereitet hatte. Großzügig breitete er seine gesammelten Schätze vor uns aus und versprach auch weiterhin bei der Suche nach unbekannten Namen und der Klärung damaliger Ereignisse behilflich zu sein. Sein Eifer, unserer Gruppe zu helfen, war unvergleichlich.

Überall, wo wir Begegnungen und Gespräche mit den Zeugen vergangener Zeiten hatten, fragten wir auch nach Bibeln und Gesangbüchern, welche die Gläubigen in der Revolutionszeit und während der Verfolgung genutzt hatten. Diese veraltete gedruckte Bücher und selbstgeschriebene, selbstgebundene Hefte, die wir zu Gesicht bekamen, waren Zeugen der geistlichen Speise, nach der sich die Seelen der Verfolgten sehnten, in denen sie Trost und Stärkung im Glauben fanden. Diese Bücher und Hefte wurden für die Geschichte fotografiert und archiviert.

Viktor Fast interviewt eine Schwester in Taldykorgan

Durch Forschungsarbeiten wurden neue Informationen und Fotos aus dem Leben der verfolgten

Bruder Moskalez erinnert sich an vorige Zeiten

Christen Russlands und Kasachstans, die im Nordwesten Chinas in den 30er-50er Jahren lebten. Wenn aus früheren Informationen nur Kuldsha im Nordwesten Chinas als Zufluchtsstadt bekannt war, so haben jetzt viele ältere Personen von Flüchtlingen (Christen) berichtet, die in Tschugutschak, Tschogoje und Aral-Tjube gelebt haben.

Uns wurden nicht nur Türen geöffnet, wir hatten auch Zugang zu vielen schriftlichen Zeugnissen aus der Vergangenheit der Brüder und Schwestern der Gemeinden aus Sibirien und Almaty. Ähnliche Gemeinschaft hatten wir auch in Pawlodar, Syrjanowsk, Ajagus, Urdshar, Andrejewka und Kirowsk. Unsere Arbeit ist überall auf Verständnis und Unterstützung gestoßen. In den Gemeinden in Pawlodar und Andrejewka feierten wir das Erntedankfest mit.

Am 2. Oktober reisten die Teilnehmer der Expedition zurück nach Deutschland.

Die Bilanz der Nachforschungsarbeit in Ost- und Südkasachstan:

– viele Gespräche mit den Geschwistern wurden notiert oder auch aufgenommen

– ca. 1600 Fotos gescannt; Daten, Beschreibungen und Namen eingetragen

– 770 Seiten Dokumente, alte sowjetische Zeitungen, alte christliche Zeitschriften und verschiedene handschriftliche Erinnerungen gescannt.

Den Mitarbeitern der Nachforschungsgruppe steht noch eine große Arbeit in der Verarbeitung der gesammelten Information vor. Es wurden neue Bekanntschaften geschlossen, um noch weitere Informationen zur Geschichte zu bekommen, aber auch weitere Reiserouten festgelegt.

In allen Gemeinden, die wir besucht haben, wurden wir sehr gastfreundlich aufgenommen und gut bewirtet. Wir sind den Geschwistern sehr dankbar und wünschen allen Gottes Segen.

„Was wir gehört haben und wissen und unsre Väter uns erzählt haben, das wollen wir nicht verschweigen ihren Kindern; wir verkündigen dem kommenden Geschlecht den Ruhm des Herrn und seine Macht und seine Wunder, die er getan hat.“ Ps.78,3-4

Viktor Dück, Marienheide

Ein Treffen in Ajagus

Glückliche Kinder?

Einige Schicksale aus Kasachstan

Als ich in diesem Jahr wieder in die Kinderfreizeit nach Karaganda kam, war ich sehr erfreut, auf der Liste der Kinder in meiner Gruppe bekannte Namen zu sehen. Ich sollte 10-11-jährige Mädchen bekommen und von den Mädels, die ich vor zwei Jahren gehabt hatte, waren wieder einige dabei. Gespannt wartete ich mit den anderen Mitarbeitern auf die Ankunft der Busse, nach der ich bald von einer ganzen Traube kleiner Mädchen umringt war, die sich mindestens genauso wie ich über das Wiedersehen freuten. Auch die beiden sehr temperamentvollen und lustigen Schwestern Lena und Anja waren wieder dabei, die ich schon damals ins Herz geschlossen hatte. Man merkt den beiden die christliche Erziehung an, sie wissen über vieles aus der Bibel Bescheid, singen Lieder von Jesus, die ihre Mutter sie gelehrt hat, erzählen stolz über ihren Vater, ihre Mutter und die kleinen Geschwister. Sie erwähnten auch, dass der Vater früher gläubig gewesen sei, jetzt aber nicht mehr zum Gottesdienst gehe.

Die Mädchengruppe in „Immanuel"

Mir kam es so vor, als hätten Anja und Lena sich in den vergangenen zwei Jahren fast gar nicht verändert. Lena erinnerte mich immer noch stark an eine kleine Bekannte, die als die ältere natürlich schon etwas vernünftig ist und manchmal auch schon belehrend und ermahnend sein kann. Anja war noch immer derselbe ungestüme Wildfang und trotz aller Wiedersehensfreude musste ich die Hoffnung auf eine ruhige Zeit nun endgültig aufgeben. Ich erlebte auch tatsächlich einige aufregende Abenteuer mit den beiden und den anderen Kindern. Anja erwies sich als ein sehr stures Kind und ich hatte manchmal das Gefühl, an meine Grenzen zu kommen. Das zeigte sich beispielsweise bei folgendem Vorfall. An einem Tag gab es für jedes Kind zum Vesper eine ganze Tafel Kirsch-Amaretto-Schokolade. Aus bestimmten Gründen beschloss ich, diese Schokolade den Kindern erst vor der Abfahrt zu geben und nicht schon jetzt. Alle Mädchen waren damit einverstanden, außer Anja. Sie veranstaltete ein großes Theater, schrie, heulte, schlug um sich und kein gutes Zureden half. Sie glaubte mir zwar schon, dass ich die Schokolade ganz sicher nicht selbst aufessen würde, aber sie wollte sie einfach JETZT haben. Anjas Freundinnen bemitleideten sie und versuchten mich zu überreden, ihr doch die Schokolade zu geben, was sie nur bestärkte. Ich war in einem starken Zwiespalt. Es war höchste Zeit zum Abendgottesdienst zu gehen, aber Anja war immer noch nicht umgezogen, saß heulend auf ihrem Bett und weigerte sich zum Gottesdienst mitzugehen, wenn sie die Schokolade nicht bekäme. Ich hätte ihr zwar einfach die Schokolade geben können, aber wenn sie jetzt durch ihr Geheul und ihre Sturheit ihren Willen durchsetzen würde, dann würde sie mir den Rest der Freizeit auf der Nase herumtanzen, das war klar. Solche Herausforderungen bin ich nicht so sehr gewöhnt und dieser „mentale Kampf" machte mich ganz fertig. Ich hatte das Gefühl, mich vor den Kindern und den anderen Mitarbeitern für mein Handeln rechtfertigen zu müssen, außerdem war mir sehr bange davor, mein gutes Verhältnis zu den Mädchen zu zerstören. Schließlich ließen meine Mitarbeiterin Olga und ich Anja auf ihrem Bett sitzen, schlossen die Hütte ab und gingen zum Gottesdienst. Ein anderes Kind sagte mir noch unterwegs: „Du hättest ihr die Schokolade geben sollen," worauf ich mich noch mieser fühlte. Olga und ich beschlossen, dass sie nach einer Viertelstunde zur Hütte gehen würde, um nach Anja zu sehen. Ich verlor mich in lauter unguten Vorahnungen. Während dem zweiten oder dritten Lied, auf das ich mich nicht richtig konzentrieren konnte, flog plötzlich ein wildes Etwas durch die Tür des Versammlungsraumes und sprang mir direkt auf den Schoß. „Rat mal, wie ich aus der Hütte gekommen bin!!!" Mit sprühenden freudestrahlenden Augen sah Anja mich an, die Tränenspuren glänzten noch auf ihren Wangen, während sie grinste wie ein Honigkuchenpferd. „Ich bin durch die Fortatschka (kleines Fenster, etwa in Größe eines A-4 Blattes) geklettert!" Mir verschlug es die Sprache. So etwas konnte nur Anja fertigbringen. Sie blieb auch weiterhin eine meiner besten kleinen Freundinnen.

Als ich schon längst wieder zurück in Deutschland war und meine Eltern sich im Herbst auf den Weg nach Karaganda machten, schrieb ich an jedes Kind aus meiner Gruppe einen kleinen Brief. Bei ihrer Rückkehr brachte mir Mama einen Antwortbrief von Lena und Anja mit, mit einem Foto der beiden und ihren jüngeren Geschwistern. Vier lächelnde, gepflegt aussehende Kinder. „Wie schön, dachte ich, dass es dort in den schlimmen Verhältnissen unter den vielen kaputten Familien noch solche gibt, in denen die Kinder in der Liebe zu Jesus erzogen werden."

Meine Mama hatte in Karaganda und Umgebung Frauenstunden gehalten und viele Gespräche mit

den Frauen dort gehabt. Sie erzählte mir von einer Frau, die sie besonders beeindruckt hatte. Sie hieß Tanja und war erst um die 30 Jahre alt. Ihr Mann hatte sich vor mehreren Jahren bekehrt und hatte auch sie in den Gottesdienst mitgenommen. Sie bekehrte sich und es war eine Freude gewesen, diese junge gläubige Familie zu beobachten, die nun auch ihre drei kleinen Kindern im Glauben erzog. Gesunde Familien sind eine Seltenheit in der dortigen Umgebung. Bald wurde Tanjas Mann zum Predigtdienst herangezogen. Die Kinder kamen in die Kinderstunde.

Doch dann änderte sich etwas. Tanjas Mann hörte auf, zu den Gottesdiensten zu gehen. Er begann wieder zu trinken und das Wort aus Matthäus 12, 43-45 bewahrheitete sich hier: es wurde mit ihm schlimmer als vorher. Fast nie ist er nüchtern anzutreffen und sehr oft sitzt er mit seinen Kumpanen auf der Veranda und säuft. Seine Kinder haben es gelernt, sich zu verstecken, wenn ihr Vater so betrunken ist, dass er unbändig im Haus wütet. Es bedarf nur eines kurzen Kommandos der Mutter und husch! sind sie alle weg. Jegliche finanzielle oder materielle Hilfe an dieser Familie ist umsonst, denn der Vater versäuft alles. Die Fotos vom Haus der Familie sahen schrecklich aus: ein völlig vergammelter und verwahrloster Hof, Betten auf abgerissenen Dielen, düstere Räume. Der Vater hat Fußboden und Wandverkleidungen abgerissen und verkauft, um sich Alkohol zu besorgen. Vor etwa einem Jahr ist der Familie ein weiteres kleines Mädchen geboren worden. Mit Mühe und Not hatte Tanja in diesem Jahr gegen den Willen ihres Mannes durchgesetzt, dass die Kinder doch zur Kinderfreizeit der Gemeinde fahren konnten.

Entsetzt erkannte ich auf den Fotos von Tanjas Familie meine beiden Mädels Lena und Anja. Diese beiden lebendigen, fröhlichen, gut erzogenen Kinder waren dieselben, die sich aus Angst vor ihrem Vater verstecken mussten, die in einer Bruchbuden hausen mussten und denen man nicht einmal materiell helfen kann! Auch ihre Mutter erkannte ich, ich hatte sie vor zwei Jahren nach der Kinderfreizeit gesprochen als sie sich bedankte und mir lachend mitteilte, wie begeistert und glücklich die Kinder über die Kinderfreizeit waren. Ich hatte nicht geahnt, dass sich hinter diesen freundlichen Gesichtern so schreckliches Leid verbarg. Die Kinder hatten nie ein Wort darüber fallengelassen. Ich habe noch Briefkontakt zu den beiden Mädchen und es tut mir furchtbar leid um sie. Jedesmal wenn ich in der Kinderfreizeit mit Kindern zu tun habe, die eine für mich unvorstellbar schwere Kindheit erleben müssen, dann steht mir meine eigene glückliche Kindheit vor Augen, das liebevolle und intakte Elternhaus, die freundschaftliche Beziehung zu meiner Mutter und mein Vater, den ich schätzen und respektieren kann, statt mich vor seinen Ausfällen zu fürchten. Begegnungen mit solchen Kindern rufen in mir jedes Mal neu den Wunsch hervor, soviel ich kann für diese Kinder zu tun, ihnen wenigstens einen kleinen Teil des Glücks, dass ich unverdienterweise geschenkt bekommen habe, weiterzugeben. Es braucht manchmal nicht viel dazu, denn das Beste was man diesen Kindern geben kann, ist dass man sich Zeit für sie nimmt, sich mit ihnen beschäftigt, ihnen zeigt, dass man sie lieb hat. Klar, eine Reise nach Kasachstan ist teuer und braucht Zeit. Aber jeder Einsatz dort ist mir viel lebendiger und eindrücklicher in Erinnerung, als irgendein anderer Urlaub und viele, die sich einmal darauf eingelassen haben können bestätigen, dass Gott es überreich belohnt, wenn Menschen bereit sind, Zeit, Geld und was man sonst noch hat für Sein Werk zu opfern.

Die Mahlzeiten im Freizeitlager schmeckten immer gut

Vielleicht möchte jemand auch für Lena, Anja und ihre Familie beten?

Naemi Fast, Frankenthal

Die Namen in diesem Bericht sind aus Rücksicht auf die Personen geändert.

Er gebe dir, was dein Herz begehrt

Zweiundhalb Monate auf RTI in Kasachstan

Schon seit längerer Zeit war es mein Wunsch, nach meiner Ausbildung etwas für den Herrn zu tun. So nahm ich es gemeinsam mit meinen Eltern ins Gebet. Kurz darauf wurde mir die Möglichkeit geboten, durch das Hilfskomitee Aquila für 2½ Monate nach Saran in das Kinderheim zu fliegen.

Noch vor Beginn der Reise erfuhr ich, dass man nur auf Gottes Hilfe und Gnade bauen und sich verlassen darf. Mein Ticket und das Visum erhielt ich erst einen Tag vor der Abreise. Ich fing schon an zu zweifeln, doch da ermutigte mich der Herr durch einen Vers aus Seinem Wort: „Er gebe dir, was dein

Diese ehemalige Wohnhäuser dienen auch heute noch als Unterkunft für einige Kinder von RTI. Es ist aber auch ihr Arbeitsplatz, wo sie die Ziegel zum Verkaufen herausbrechen

Herz begehrt, und erfülle alles, was du vorhast“ (Ps. 20,5).

Nach der Planung und meinen Vorstellungen sollte ich meine Zeit im Kinderheim „Preobrashenije“ verbringen. Doch am Flughafen in Karaganda erfuhr ich, dass die Kinder über die Ferien in den Familien der Gemeinde untergebracht worden sind. So sollte ich für die erste Zeit nach Saran/RTI fahren. Davon hatte ich vorher noch nie etwas gehört. Doch Albert und Werner, die mich abholten vom Flughafen, haben mir auf dem Weg dahin die ersten Eindrücke vermittelt: kaputte, zerfallene, auseinander genommene Häuser, vernachlässigte Kinder, viele Drogen- und Alkoholsüchtige… Doch inmitten dieser trostlosen Gegend ist die Gemeinde „Nadeshda“ entstanden. Sie ist wirklich ein Hoffnungsschimmer in dieser verkommenen Gegend. Hierher kommen Menschen und betteln nach Brot. Wenn Leute Probleme haben, suchen sie dort Hilfe. Menschen, die lange von der Sucht nach Drogen und Alkohol gefesselt sind, finden dort ein neues Leben mit Gott. Auch die Armenküche, die täglich von ca. 60 Kindern besucht wird, und die „Notschleshka“ (Übernachtungsstätte für vernachlässigte Kinder) gehören zur Gemeinde.

Ich bin Gott jetzt sehr dankbar, dass er mich gerade dahin geschickt hat. Die Kinder begrüßten mich sehr herzlich, und es gab warme Umarmungen und dicke Küsse. Beim Abendgebet dankten sie und baten Gott, dass ich während meines Aufenthalts bei ihnen bleiben sollte. Daraufhin sind meine Vorängste und Sorgen geschwunden und ich war bereit, mich dort vom Herrn gebrauchen zu lassen.

In der Übernachtungsstätte befanden sich immer 10 bis 16 Kinder. Sie bekamen hier etwas zu essen und ein warmes Bett. Der Tagesablauf sah in etwa folgend aus. Um 7.30 Uhr mussten die Kinder geweckt und das Frühstück vorbereitet werden. Darauf folgten die Stille Zeit, das gemeinsame Aufräumen und das Helfen in der Küche. Damit die Kinder auch die Arbeit kennen lernen und etwas für den Herrn tun, haben wir jeden Tag eine Stunde draußen auf dem Hof gearbeitet, z.B. Blumenbeete sauber gehalten oder Rasen kürzer gezupft, da es keine Rasenmäher gab. Wir haben auch viel gespielt und Bibelarbeit gemacht. Die Kinder wachsen einem sehr schnell ans Herz, man hat sie sehr lieb. Es gab auch schwierige Kinder. Doch der Umgang mit ihnen hat mir gut getan, weil man die Kraft dazu nur bei Gott erbitten kann. Der Herr half mir täglich und hat mich nie verlassen.

Sofort in den ersten Tagen fielen Wasser und Strom für einige Tage aus. Als ich das überstand, dachte ich, dass ich schon eine Heldentat vollbracht hätte – doch die Kinder müssen damit ihr ganzes Leben klarkommen.

Bei Ljuba, die sich bei uns einige Zeit befand, wurden Läuse entdeckt. So

Vor der Stillen Zeit in der „Notschleshka“

etwas ist dort an der Tagesordnung, doch für mich war es ein Schock. Sie war völlig von Läusen übersät. Sie hatten sich schon in ihre Kopfhaut eingefressen, der Kopf und der Nacken waren ganz wund gebissen. Gott schickte sie gerade zu diesem Zeitpunkt zu uns, damit wir sie behandeln konnten. Ich betete, dass ich mich davor nicht ekele und anstecke.

Aljona (7J.) wurde von einem Hund gebissen. Da sie von niemand behandelt werden konnte, kam sie zur Gemeinde. Nach der Behandlung nahm ich sie auf den Arm und sie ließ gar nicht mehr ab, mich zu küssen und zu streicheln. Ihre Mutter hat keine Zeit für sie und ihre drei Geschwister. Die Kinder sind sich völlig selbst überlassen. Aljona hat keinen Vater. Sie hatte ihn tot (verbrannt) gesehen und diese Erinnerungen sind furchtbar für sie. Noch immer hat sie Angst, wenn Männer nachts an der Tür klopfen und nach der Mutter fragen.

Wladik wurde von seiner Lehrerin in die Übernachtungsstätte gebracht, weil er schon einige Tage in den zerfallenen Häusern rumhauste. Er ist 10 Jahre alt, doch er spricht wie ein 3-jähriges Kind. Die Frage, ob er seine Eltern vermisse, beantwortete er mit „nein". Er sagte: „Der Vater trinkt sowieso nur." Wladik vermisste nur das Spiel mit den Vampiren. Alles was die Kinder brauchen ist Liebe, Zuneigung und Aufmerksamkeit.

Einige Kinder gehen in die zerfallenen Häuser, um Ziegelsteine zu sammeln. Für jeden auseinander genommenen Stein verdienen sie ein paar Tenge.

Besonders Leid tat es mir, dass die Kinder nicht nur materiell arm dran sind, sondern dass sie auch psychisch belastet werden. Sie brüllen einander an und werden richtig brutal. Über durchlebte furchtbare Ereignisse machen sie Witze. Sie lachen darüber, wie der Vater die Mutter erstechen wollte. Die Kinder bekommen wenig Liebe und sind von klein an mit Mord, Todschlag, Armut und Hunger konfrontiert. Was sie besitzen, ist ein liebloses kaltes Zuhause.

Natascha (16J.) und Ljuda (10J.) leben bei ihren Großeltern in dieser heruntergekommener Gegend. Die Oma schreit viel und schlägt die Mädchen. Der Opa ist vom Alkohol abhängig. Der Mutter wurde das Erziehungsrecht genommen. Sie lebt mit verschiedenen Männern zusammen und ist ebenfalls an Alkohol gebunden. Der Vater begann Selbstmord. Man findet hier nur selten ein gesundes Familienleben.

Renate mit den Kindern von RTI

Durch diese Umstände kommen Kinder schnell in schlechte Kreise. Lera berichtete, dass sie schon mit 6 Jahren anfing zu rauchen. Doch durch die Armenküche durfte sie den Herrn als ihren persönlichen Erretter annehmen.

Gott spricht auch zu diesen Kindern durch ergreifende Fälle. Ein 16-jähriger Junge, der auch auf RTI lebte, besuchte zwischendurch die Gottesdienste. Doch mit seinen Freunden besoff er sich oft. In so einem Zustand beschimpfte er seine ebenfalls angetrunkenen Freunde, diese verprügelten und schleppten ihn in ein zerfallenes Haus. Als sie am nächsten Morgen nach ihm sahen, fing er erneut an zu fluchen. Die Freunde schlugen ihn tot. Als sein Vater es erfuhr, bekam er einen Schock und griff zur Flasche. So endete auch sein Leben. Die Mutter sieht keinen Sinn mehr im Leben. Mich erschütterte dies alles, doch die Kinder nahmen es ganz normal an, weil sie von ähnlichen Ereignissen öfters hören. In der Armenküche wurde nach diesem Fall versucht den Kindern deutlich zu machen, dass wenn sie so ein sinnloses Leben ohne Gott führen, können sie ein Ende wie dieser Junge haben.

Durch die Armenküche wissen die Kinder vieles über Gott, einige beten auch. Vitja betete abends, dass Gott ihm einen Vater und ein Fahrrad schenke. Sultan – dass sein Opa zum Herrn finde.

Natascha, die auch durch die Entziehungskur im Zentrum durchgegangen ist, durfte sich zum Heiland bekehren und ist in der Gemeinde tätig. Sie widmet sich der Kinderarbeit. Auch in schweren Zeiten vertraut sie auf Gott. In der kleinen Wohnung, wo sie mit ihren zwei Söhnen lebt, wurde vor einiger Zeit eingebrochen. Es wurden viele lebensnotwendige Dinge gestohlen. Doch auch dieses nimmt sie aus Gottes Hand an, vertraut und baut auf unseren Herrn weiterhin. Ich durfte vieles von ihr lernen.

Ich bin Gott dankbar, dass er mir diese große Gnade erwiesen und es so geführt hat, dass ich in Seiner Schule sein durfte.

Renate Ens,
Siegburg

Zeit für jedes Kind

Jahresbericht aus dem Kinderheim „Preobrashenije“ Saran

Wenn ich auf das verflossene Jahr zurückblicke, muss ich oft an ein Lied denken, das wir am Erntedankfest singen: „Wir bleiben schuldig, Herr vor dir, / wir murrten bei Hitze, murrten bei Regen. / Doch Deine Hand hat unverdient / uns nun beschenkt mit deinem Segen.“

Wir erfahren wirklich unverdiente Segnungen von unserem Herrn, denn alles, was wir erreicht haben, ist nicht unser Verdienst. Tag für Tag schickt Gott uns das Nötige. Viele Brüder und Schwestern haben selbstlos für unser Heim gearbeitet, ihre freie Zeit und ihr Geld dafür geopfert. Wir haben Pakete mit Kleidung, Schuhen, Medikamenten, Waschmitteln, Spielsachen aus vielen Städten erhalten. Sogar Kinder haben uns ihre Kleider und ihr Spielzeug gespendet. Wie haben sich unsere Kinder über die wunderschönen Roller gefreut, mit welchem Appetit essen sie die Marmelade und die Süßigkeiten von den Geschwistern! Der Herr kennt euch, liebe Brüder und Schwestern, und Er wird euch belohnen.

Zurzeit wird bei uns ein neues Wohngebäude für die Kinder errichtet. Die Entscheidung für diesen Bau ist uns nicht leicht gefallen. Wir haben viel darum gebetet und überlegt, denn für jeden Bau braucht man viel Kraft, Geld und Zeit. Die Kommentare, die wir diesbezüglich schon zu hören bekommen haben, sind sehr unterschiedlich, es gibt sowohl positive als auch negative. Aber wir haben vom Herrn die Gewissheit, dass wir diese Gelegenheit, die Er uns jetzt gibt, ausnutzen sollen. Eine Bestätigung dafür waren die ersten Geldspenden für diesen Bau. Große Ermutigung und Hilfe war für uns der Einsatz der Gruppe aus Soest. Die Geschwister blieben zwei Wochen und haben sehr viel auf dem Bau getan. Außerdem kamen die Brüder Jakob und Johann Flaming mit Kindern und leisteten innerhalb einer Woche eine gewaltige Arbeit – sie stellten den Dachstuhl auf. Diese Unterstützungen haben uns seelisch und moralisch ermuntert. Wie reich sind wir durch die Einheit im Geist, durch das Bewusstsein dessen, dass wir an derselben Sache arbeiten! Ich möchte die Gelegenheit ausnutzen und mich von ganzem Herzen nicht nur bei den Brüdern bedanken, die da kommen, um uns beim Bau zu helfen, sondern auch bei ihren Frauen und Kindern. Ihr hättet die Zeit vielleicht lieber zusammen mit der ganzen Familie zu Hause verbracht, oder irgendwohin fahren können um auszuruhen, aber um des Herrn Willen habt ihr auf eure persönliche Gemeinschaft und Gemütlichkeit verzichtet. Möge Gott euch dafür segnen! Aber der Bau ist noch nicht vollendet, wir haben noch viel Arbeit. Wenn jemand in seinem Herzen die Aufforderung des Herrn zur Arbeit bei diesem Bau vernimmt, so sollte er diese Gelegenheit wahrnehmen. Der Herr wird euch segnen!

Vielleicht fragt sich jemand, wozu dieser Bau nötig ist. Erstens weil wir aus Platzmangel keine Kinder mehr aufnehmen können, weshalb im Erdgeschoss des Neubaus ein Gemeinschaftsraum entstehen soll. Zweitens möchten wir, dass unsere ältesten Kinder lernen selbständig

Die große Familie im Kinderheim „Preobrashenije“, Juni 2004

zu leben. Das neue Gebäude soll ein Adaptionszentrum für unsere herangewachsenen Jugendlichen werden, wo sie lernen für sich selbst zu sorgen, ihre Wäsche zu waschen, rechtzeitig aufzustehen, beizeiten schlafen zu gehen, selbständig die Bibel zu lesen usw.

Unser herzlicher Dank gilt den Brüdern, die bei uns Zivildienst leisten. Sie helfen uns bei der Arbeit mit den Kindern, besonders mit den Jungs, aber auch beim Bau. Viel Hilfe erhalten wir auch von den Schwestern, die zu uns kommen. Wir freuen uns, wenn sie für eine längere Zeit bei uns bleiben. Dann können sie die Kinder besser kennenlernen und wissen auch, wie man mit ihnen arbeiten muss.

Wir sind dem Herrn herzlich dankbar, dass Er uns die Familie Albert und Lydia Fröse geschickt hat, die uns sehr bei der Betreuung der Kinder helfen. Albert beschäftigt sich mit dem Kinderchor des Kinderheims. Zusammen mit Schwester Natascha, die für ein Jahr zu uns gekommen ist, bereiten sie mit den Kindern Vorträge vor, üben Lieder ein und besuchen anschließend in den Dörfern kleine Gruppen von Geschwistern. Dieser Dienst bringt sowohl den Geschwistern, als auch den Kindern großen Segen.

Zurzeit haben wir 57 Kinder, die alle außer einem schulpflichtig sind. Je älter die Kinder werden, desto mehr Probleme treten auf. Als sie klein waren, taten sie das, was wir ihnen sagten, jetzt wachsen sie heran und haben eigene Meinungen und Wünsche. In diesem Jahr durften wir die große Freude erleben, dass drei Mädchen aus unserem Kinderheim den Bund mit dem Herrn durch die Taufe schlossen. Sie nehmen Teil am Gemeindeleben und singen im Chor und wir hoffen sehr, dass es nicht die Letzten sind. Wir haben Kinder, die uns viel Sorgen, Probleme und schlaflose Nächte bereiten. Obwohl wir erleben, wie Gott an den Herzen der Kinder arbeitet, ihre Meinung und Denkweise ändert, gibt es doch noch viele schwierige und komplizierte Augenblicke, die wir nur unserem Herrn anvertrauen können.

Olga Thiessen, Leiterin des Kinderheimes, berichtet in einer Gruppe auf dem Missionstag über das Leben im Kinderheim

Jeden Abend haben wir im Kinderheim eine Bibelstunde, in der gemeinsam die Bibel gelesen und gebetet wird. Viele Kinder haben die Bibel schon von Anfang bis Ende durchgelesen und haben gute Bibelkenntnisse. Wir sehen unsere Aufgabe darin, ihnen jetzt das praktische Christentum zu zeigen. Sie wissen was sie tun oder lassen sollen, aber sie brauchen Seelsorge und wir müssen möglichst viel Zeit jedem Kind persönlich widmen. Wir möchten unsere Arbeit so einrichten, dass wir Zeit finden, mit jedem Kind persönlich zu sprechen. Die Kinder brauchen es sehr. Manchmal merken wir nicht, wie sehr sie persönliche Beziehungen vermissen. Das machte uns folgender Vorfall klar. Eines Tages kamen zwei Mädchen nach der Schule nicht sofort nach Hause. Als sie später auftauchten, fragten wir sie, wo sie gewesen waren. Zunächst wollten sie nicht herausrücken, aber später erzählten sie, dass sie von Haus zu Haus gegangen waren um Brot zu betteln. Einige gaben ihnen Brot, andere Geld oder etwas anderes. Wir waren sehr verblüfft, sprachen viel mit den Mädchen. Die beiden gaben zu, dass sie nicht richtig gehandelt hatten. Dann sagte ich ihnen: „Gut, wenn ihr jetzt eingesehen habt, dass ihr im Unrecht wart, müsst ihr jetzt wieder in diese Häuser gehen und um Vergebung bitten.“ Am nächsten Tag rief ich sie zu mir ins Zimmer und redete nochmals mit ihnen. Ich fragte eines der Mädchen: „Warum hast du das getan? Von dir hätte ich das überhaupt nicht erwartet.“ Sie antwortete: „Ich habe es extra gemacht. Ich hab mich immer bemüht, lieb und nett zu sein, nichts Böses zu tun. Aber für diejenigen, die etwas verbrochen haben, nahmen Sie sich Zeit und redeten stundenlang mit ihnen persönlich. Für mich hatte keiner Zeit, und ich wollte die Aufmerksamkeit auf mich lenken. Ich wollte etwas machen, was sonst keiner gemacht hat.“ Da musste ich bei ihr um Vergebung bitten. Wir nehmen uns oft keine Zeit für Kinder, die gehorsam, still und unauffällig sind. Aber auch sie brauchen Seelsorge und jemanden, der sich um sie kümmert.

In diesem Jahr kam eine Schwester aus Fulda zu uns und übernahm die Betreuung unserer Kleinen. Das ist eine sehr wichtige Aufgabe, denn während wir uns mit den größeren Problemen der älteren Kinder beschäftigen, vernachlässigen wir oft unwillkürlich unsere Kleinsten. Wir wussten das und brachten diese Angelegenheit vor Gott im Gebet – und der Herr schickte uns für diesen Dienst eine Schwester. Ihm die Ehre für Seine Fürsorge!

Wir möchten, dass unsere Kinder auch arbeiten lernen. Deshalb haben wir uns drei Schrebergärten angeschafft, wo wir Kartoffeln, Tomaten, Möhren, Gurken und anderes anbauen. Die Kinder haben zusammen mit unseren Zivildienstleistenden Andreas und Werner den ganzen Sommer über in diesen Gärten gearbeitet, gegossen, Kartoffeln gehäufelt, Unkraut

gejätet. Wir haben im Herbst eine gute Ernte eingebracht und konnten vieles für den Winter einmachen. Die Mädchen halfen den Erwachsenen beim Gemüseschmoren und beim Einmachen der Tomaten und Gurken.

Wir sehen, dass sich sowohl in unserem Land, als auch bei euch die Situation ändert. Wir sind euch, liebe Geschwister, sehr dankbar, dass ihr uns so viele Jahre unterstützt habt. Wir möchten aber nicht nur Almosenempfänger sein, deshalb wollen wir den Kindern selbständiges Arbeiten beibringen, damit sie dadurch wenigstens einen Teil der Ausgaben decken könnten. Anfang 2004 haben wir eine Nebenwirtschaft mit Schweinezucht eingerichtet. Zurzeit haben wir etwa 40 Schweine. Auf der Farm sind 13 Jungs und ein Mitarbeiter des Kinderheims beschäftigt. Der Mitarbeiter zeigt den Kindern, wie man die Tiere füttert und den Stall saubermacht. Jetzt haben wir unser eigenes Fleisch, was für uns eine große Hilfe ist. Die Brüder Werner und Andreas helfen bei dieser Arbeit. Für die Mädchen planen wir eine Bäckerei und Konditorei zu eröffnen, um Pelemeni, Wareniki, Tschebureki, Brötchen und anderes anzufertigen. Ein Teil der Erzeugnisse soll für das Kinderheim sein, das Übrige soll verkauft und der Erlös für die Bedürfnisse des Heims und der Kinder verwendet werden. Lilli Meisner aus der Gemeinde Hannover wird für diese Arbeit verantwortlich sein. Es ist uns klar, dass diese Verdienste nur einen kleinen Teil der Ausgaben decken, aber wir möchten, dass die Kinder erfahren, wie Geld verdient wird, und dass sie es schätzen lernen.

Die älteren Mädchen im Kinderheim lernen kochen und backen

Bei den vielseitigen verschiedenen Arbeiten wollen wir aber unser Ziel aus den Augen nicht verlieren – den unmittelbaren Kontakt zum Kind und die persönlichen Gespräche bei der Arbeit. Auf uns liegt die große Verantwortung, bei jeder Arbeit ein nachahmungswertes Vorbild zu sein. Liebe Brüder und Schwestern, wir und unsere Kinder brauchen eure Gebete!

Eure Schwester im Herrn Olga Thiessen, Saran

Termine 2005. Kinderfreizeiten im Kinderlager „Immanuel“

Nr.	Gemeinde	Juni				Juli			August				Verantwortliche
	Anreisetag	3.-5.	14.	21.	29.	7.	15.	23.	4.	12.	20.	28.	
1.	Mitarbeiterseminar	■											V. Ochman
2.	Wiflejemskaja Swesda		■										V. Ochman
3.	Wefil			■									O. Kotow
4.	Schachtinsk				■								S. Kononow
5.	AWANA					■							L. Sajzewa
6.	Abaj, Aktas, Topar						■						N. Tschipura
7.	Jungschar							■					A.A. Sedow
8.	Saran								■				S. Paschinskij
9.	Saran, Schachan									■			S. Paschinskij
10.	MBG										■		J. Kotenko
11.	Jugendfreizeit											■	W. Tarnakin

Viele Hunderte Jungen und Mädchen haben in den letzten Jahren auf der Kinderfreizeit zum ersten Mal von Gott gehört. Nicht wenige Kinder trafen in diesen Tagen die wichtigste Entscheidung für ihr Leben – nahmen Jesus als ihren persönlichen Erretter an. Auch für das Jahr 2005 sind von den Gemeinden in Karagandagebiet Freizeiten geplant worden, die im Christlichen Ferienlager „Immanuel“ stattfinden sollen (siehe Tabelle oben). Wer möchte an diesem wichtigen Dienst teilnehmen und seinen Urlaub in Kasachstan verbringen?

200 Jahre der mennonitischen Ansiedlung am Fluss Molotschnaja in Südrussland

Und gedenke des ganzen Weges, den dich der Herr, dein Gott,
geleitet hat …, auf dass er dich demütigte und versuchte,
damit kundwürde, was in deinem Herzen wäre,
ob du seine Gebote halten würdest oder nicht.
5. Mose 8,2

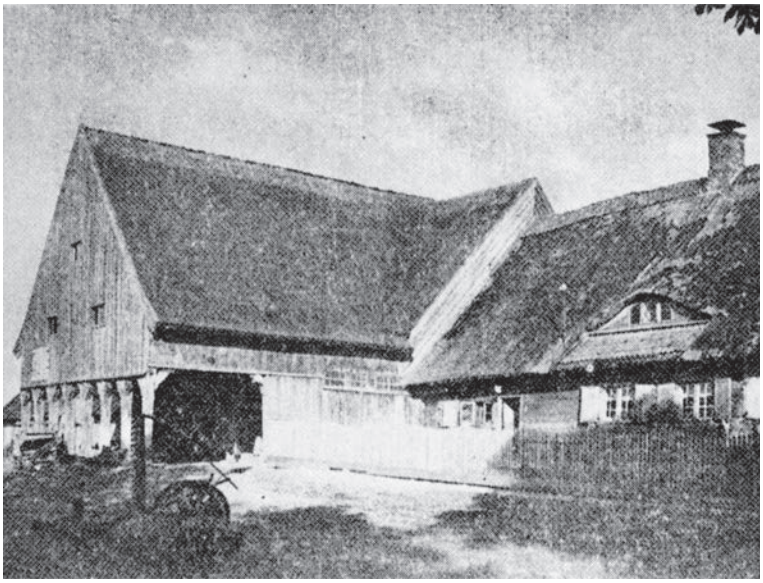
Die Molotschna – für viele von unseren Eltern und Großeltern klingt diese Bezeichnung heimatlich und vertraut. Weil es ihre Heimat gewesen ist, mit der sie viele Erinnerungen aus Kindheit und Jugend verbinden. In diesem Jahr ist es bereits 200 Jahre her, seitdem die ersten Ansiedler aus Westpreußen anfingen diese Landschaft zur Heimat für ihre Nachkommen zu machen.

Molotschna war die größte und nach Chortitza die zweitälteste Ansiedlung der Mennoniten in Südrussland. In den Jahren 1803-1805 wanderten erneut 342 mennonitische Familien mit 2052 Personen aus dem Marienburger und Elbinger Gebiet in Westpreußen nach Südrussland aus und erhielten von der russischen Regierung im Gouvernement Taurien, Kreis Berdjansk, am Fluss Molotschnaja (russ. Ableitung von Moloko=Milch: Milchfluss) eine Fläche von rund 120.000 Desjatinen (131.040 Hektar, oder 1.310 km² – größer als die Hälfte des Saarlandes) zur Kolonisation angewiesen. Hier wurden in den Jahren 1804-1806 achtzehn Dörfer angelegt. Bald folgte weiterer Zuzug aus Preußen und bis zum Jahr 1863 entstanden nach und nach an der Molotschna siebenundfünfzig Dörfer und drei Vorwerke.[1]

Beginn der zweiten großen Auswanderung aus Preußen

Mit der ersten Teilung Polens 1772 hatte Friedrich der Große mit Westpreußen auch die in der Weichselniederung wohnenden Mennoniten in seinen Staat übernommen. Er hatte diese tüchtigen Bauern in dem durch schlechte Wirtschaft verwahrlosten Land hoch geschätzt. Aber die Bauernhöfe Preußens lieferten ihm seine Soldaten gemäß dem so genannten Kantonsystem. Auf diesen Soldaten beruhte die eben erkämpfte Großmachtstellung seines Landes. Die Mennoniten aber weigerten sich, Soldaten zu werden. Trotzdem erwarben sie in fünfzehn Jahren seiner Regierung bis 1786 vierhundert neue Höfe. Ein amtlicher Bericht an die Regierung in Berlin fügt diesem Tatbestand die Bemerkung bei: „Diese Höfe könnten allein ein ganzes Regiment aufstellen."[2]

Das Mennoniten-Edikt von 1789, das Friedrichs weniger großzügige Nachfolger erließ, knüpfte daher an den Neuerwerb eines Hofes die Bedingung der Kantonpflicht (Wehrpflicht). Schon seit dem Tod Friedrichs II. 1786 konnten die Mennoniten kaum noch Land kaufen. Nun durften sie Grund und Boden nur noch durch Preisgabe der Wehrlosigkeit erwerben. So stieg die Zahl der Landlosen stark an, und die Armenbetreuung wurde für alle Mennonitengemeinden ein Problem. Deshalb sahen die bedrängten preußischen Mennoniten die Einladung der russischen Regierung als eine Fügung Gottes an. Nachdem sie zuerst zwei Abgeordnete, Höppner und Bartsch, nach Russland geschickt hatten, die mit guter Nachricht zurückkehrten, entschloss sich eine größere Gruppe von 228 Familien zur Auswanderung.



Mehr als 200 Jahre alter Bauernhof in Markushof in der Weichsel-Nougat Niederung, Preußen

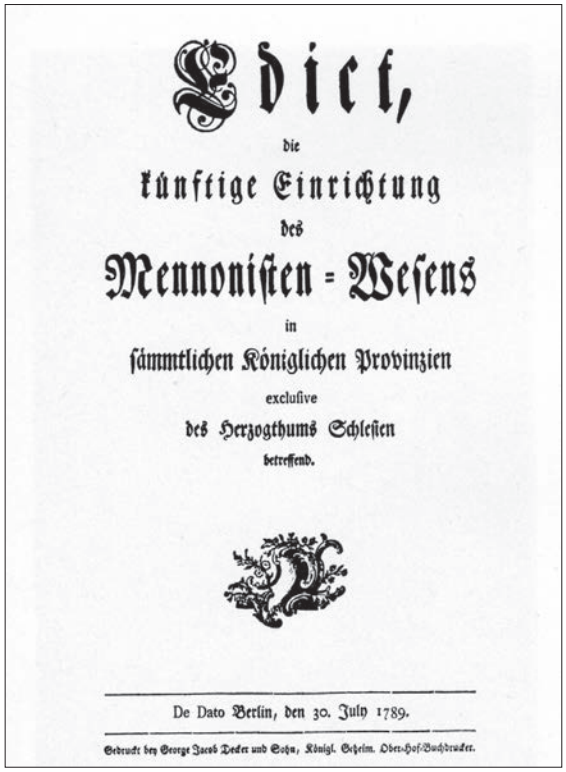
Im Jahre 1788 zogen sie nach Russland und siedelten 1789 am unteren Dnjepr, im späteren Gouvernement Jekaterinoslav, an, wo sie die Chortitzer Ansiedlung, oft die „Alte Kolonie" genannt, gründeten. Diese erste Auswanderung bestand größtenteils aus landlosen, wenig vermögenden Leuten.

1801 wurde das Edikt von 1789 durch die so genannte Deklaration des Edikts noch verschärft. Die Wehrfreiheit der Mennoniten war an den Grundbesitz gebunden. Entsprechend dieser königlichen Deklaration sollte An-

spruch auf Wehrfreiheit nur für geerbte Bauernhöfe bestehen. Für alle Bauernhöfe, die gekauft, getauscht, geschenkt oder durch Heirat erworben wurden, bestand fortan kein Anspruch auf Wehrfreiheit. Viele Mennonitensöhne kamen dadurch in eine auswegslose Lage. Die Nachricht von der großzügigen „Gnadenurkunde“, die der russische Zar Paul im September 1800 den Mennoniten am Dnjepr gewährt hatte und die sich auch auf alle Mennoniten erstreckte, die in Zukunft Russland als Heimat wählen sollten, fand in Preußen starken Widerhall. Es gab erneut eine Wanderstimmung. Die Auswanderung war auch durch Milderung der Deklaration vom Dezember 1801 nicht mehr aufzuhalten.

Aber wenn jetzt immer wieder größere Gruppen den Weg nach Russland wählten, so lag das nicht nur am Privileg, sondern auch an einer Reihe von Verbesserungen im russischen Verwaltungswesen, die die Einwanderung erleichterten und bei den Siedlern das Vertrauen stärkten. Von russischer Seite aus wurde mittlerweile alles dazu getan, die Wanderstimmung unter den preußischen Mennoniten zu fördern. Alexander I. schrieb am 3. Juli 1802 persönlich an Kontenius (Oberrichter beim Kontor zur Betreuung der ausländischen Siedler in Neurussland) in Jekaterinoslav:

„Die Abteilung der Staats-Wirtschaft hat mir von Ihrem fortwährenden Streben berichtet, die allgemeine Lage und das Wohlbefinden der Mennoniten in Neurussland, die ihnen anvertraut sind, zu verbessern. Durch besondere Fürsorge für diese Ausländer wünsche ich nicht nur die Lage derer in Russland zu verbessern, sondern auch eine größere Anzahl von ihnen anzuziehen *[...]*. Bemühen Sie sich, die Mennoniten dazu zu bewegen, dass sie ihre Glaubensgenossen und Landsleute in andern Ländern zur Ansiedlung in Russland bewegen. Tun Sie das aber, ohne meinen Wunsch oder Anordnung zu offenbaren.“[3] Allerdings konnte das Bemühen der russischen Krone um die preußischen Mennoniten kein Geheimnis bleiben, auch wenn des Kaisers Name offiziell nicht erwähnt wurde.

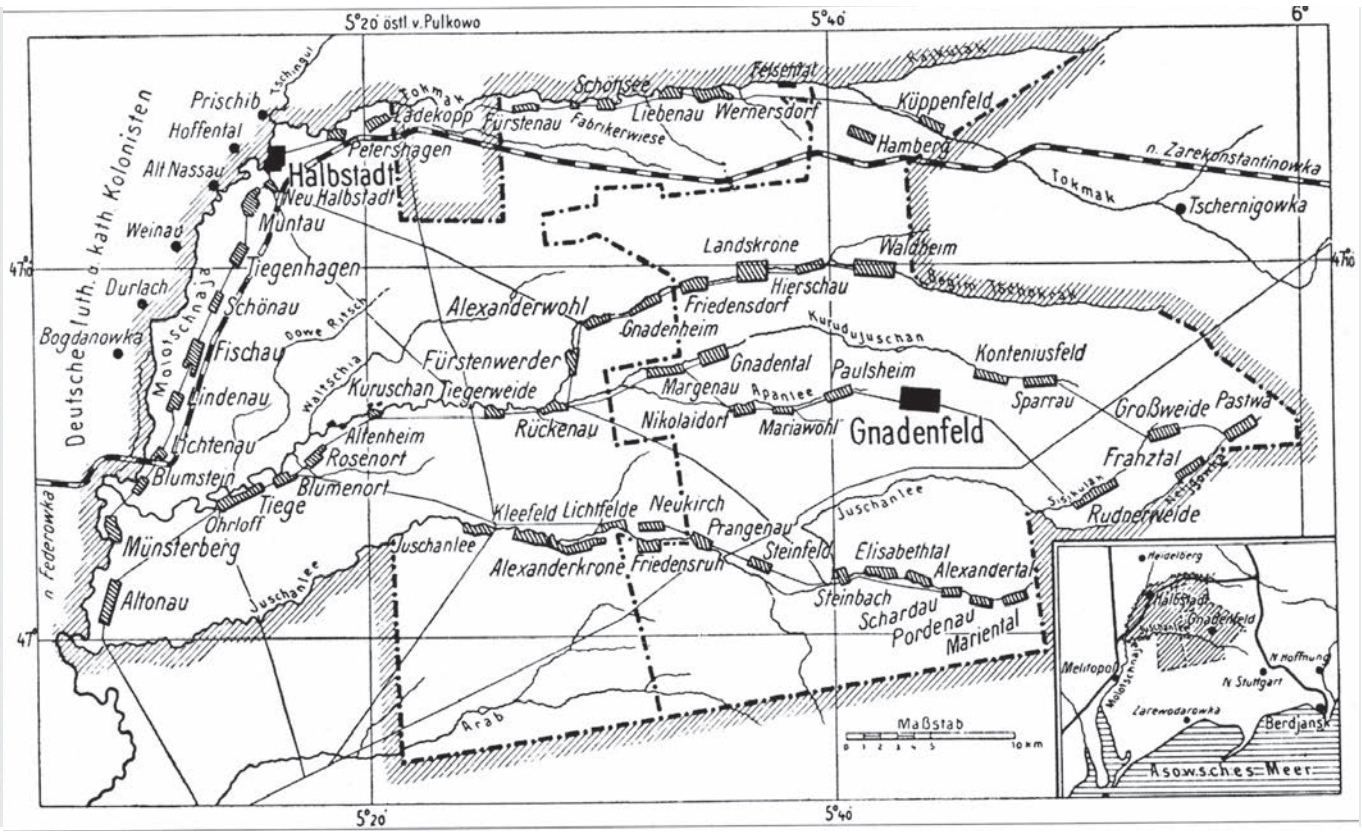


Edict,
die
künftige Einrichtung
des
Mennoniten = Wesens
in
sämmtlichen Königlichen Provinzien
exclusive
des Herzogthums Schlesien
betreffend.

De Dato Berlin, den 30. July 1789.

Gedruckt bey George Jacob Decker und Sohn, Königl. Geheim. Ober-Hof-Buchdrucker.

Titelblatt des 1789 von Kaiser Friedrich Wilhelm herausgegebenen Edikts (Mennoniten-Edikt)



Karte der Molotschna-Kolonie 1914

Die erste Gruppe der Siedler machte sich im Sommer 1803 auf den Weg. Diesmal waren es keineswegs nur wenig vermögende Leute. Im Gegenteil, diese Auswanderer waren durchweg besser bestellt als diejenigen, die das Land 1788 verlassen hatten, und manche hatten sogar ein bescheidenes Vermögen. Unter ihnen waren 63 Familien, die von der russischen Regierung keinen Vorschuss angenommen hatten, vielmehr hatten 89 Familien unter ihnen von 10.000 bis 20.000 Golddukaten mitgebracht, da es ihnen gelungen war, ihre schönen Bauerngüter in Preußen günstig zu verkaufen. Mit ihren großen, mit Leinwand bezogenen Wagen, die oft mit vier bis sechs Pferden bespannt waren, kamen sie und viele brachten schöne Möbel, Kisten, Schränke und Stühle, Tische und Bettgestelle aus Nussbaumholz mit. In den folgenden Jahren unterstützten die preußischen Gemeinden auch ärmere Familien, damit dieselben auswandern konnten, da man für sie in Preußen keine Zukunft sah und die Gemeinden einen Ausweg suchten, die Armenzahl zu verringern. Diesen armen Familien musste von ihren wohlhabenderen Glaubensgenossen mitgeholfen werden.

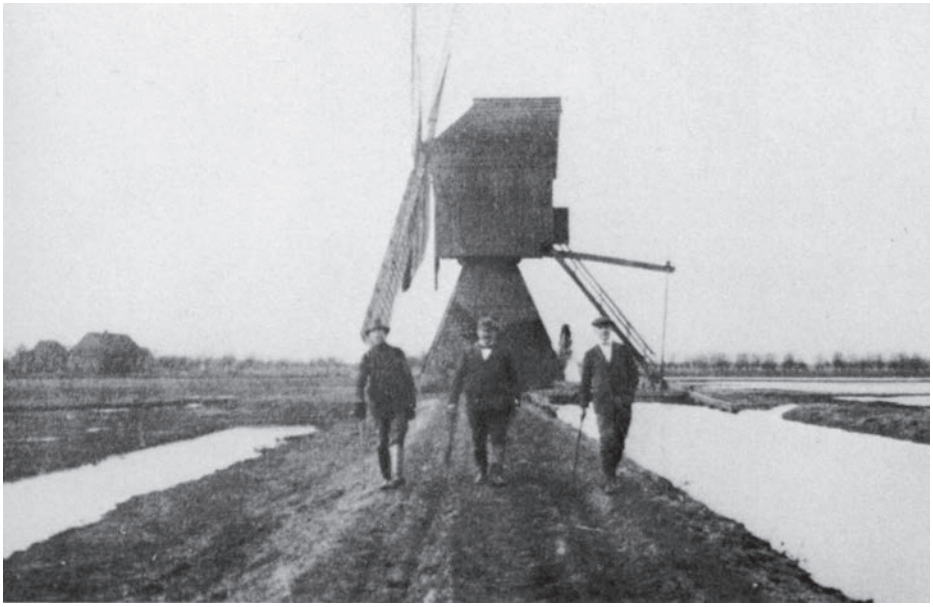
Der russische Kaiser Alexander I. (1801-1825)

Wir können uns heute bei unserem hoch entwickelten Transportwesen kaum eine Vorstellung davon machen, was so eine Reise per Achse von Preußen bedeutete, und welche Beschwerden sie mit sich brachte. Die Wege waren sehr primitiv, so dass die Reise im Durchschnitt fünf bis sieben Wochen in Anspruch nahm. Wer die Strecke in 35 Tagen zurücklegen konnte, wie die beiden Prediger Warkentin und Regehr im Jahre 1794, der meinte, er habe schnell gereist. Nach P. M. Friesen sind unter den etwas später nach der Molotschna Eingewanderten auch so arme gewesen, dass sie aus Ermangelung eines Fuhrwerkes ihre kleinen Wägelchen selbst zogen oder schoben.[4]

Die ersten Familien wurden in Grodno von den russischen Behörden empfangen und sofort mit dem Notwendigen für die Weiterreise versorgt. Vorschüsse wurden ausgezahlt.

Die Ruhepause in Chortitza

Für die Chortitzer Siedler war die Ankunft so vieler Glaubensgenossen, unter denen sie viele Verwandte und Bekannte fanden, von großer Bedeutung – schon allein zur Überwindung der Niedergeschlagenheit, die seit dem schwierigen Anfang am Dnjepr noch immer die Gemüter bedrückte. Diese Neuankömmlinge brachten aber auch Geld in die immer noch arme Chortitzer Kolonie. Die Regierung zahlte jetzt regelmäßig Unterhaltsgelder an die Neueinwanderer, und das Geld wechselte zum großen Teil in die Hände der alten Siedler. Es gab auch Gelegenheiten, mit Fuhrwerken Geld zu verdienen, besonders im Frühjahr beim Umzug nach der Molotschna-Kolonie. Auch in den folgenden Jahren brauchten die Siedler an der Molotschnaja Hilfe, und sie hatten die Mittel zu zahlen. Heinrich Heese sagt später: „Die Ankunft unserer Molotschnaer Brüder in den Jahren 1803-1805 rettete unsere Gemeinde vom gänzlichen Bankrott; durch selbige kam wieder Geld bei uns in Umlauf. Diese stattlichen Brüder trafen hier schon ein besseres Los an als unsere [Chortitzer] Väter; der selige Herr Kontenius [oberster Fürsorger der südrussländischen Kolonisten] war schon da, der ließ selbigen den völligen Genuss aller von der Regierung verliehenen Wohltaten zukommen, die unsern Vätern so kärglich zu Teil geworden waren. Die Neueingewanderten zahlten unsern armen Eltern bar für Wohnzimmer und Ställe, die damals bei uns noch immer leer gestanden hatten *[...]*."[5]



Windmühle in Preußen (oft „Wassermühle" genannt)

Bis Ende November 1803 waren es etwa 162 Familien, die den Weg nach Chortitza geschafft hatten. Es lagen jetzt wenigstens vier Monate der Ruhe vor ihnen. Während dieser Zeit, wahrscheinlich schon im November, wurden die Wahlen für das neue Gebietsamt durchgeführt. Die ersten Beamten der Molotschna-Siedlung wurden Claas Wiens, Gebietsvorsteher oder Oberschulze, und Jakob Enns und David Hiebert, seine Beisitzer.[6]

Die Gemeindegründung fand mindestens vier Monate später als die Organisation der Gebietsverwaltung statt. Am 10. April 1804 versammelten sich Vertreter von 193 neuen Siedlerfamilien in der Kirche der Chortitzer Gemeinde. Auf dieser Versammlung wurden drei Lehrer gewählt: Jakob Enns, David Hiebert und Abram Wiebe. Die Versammlung wurde vermutlich nach altem Brauch von dem Ältesten Johann Wiebe, Chortitza, geleitet, der später auch die Ordination vollzog. Im November 1804 kamen noch zwei in Preußen gewählte Prediger dazu, Cornelius Epp und Klaas Reimer. Klaas Reimer sollte schon bald eine bedeutende Rolle spielen.[7]

Die Wahl des Siedlungsgebietes[8]

Natürlich wollten die Neueinwanderer so schnell wie möglich das Land sehen, das man für sie reserviert hatte. Rund 120.000 Desjatinen lagen bereit, Mennoniten aufzunehmen. Die Regierung rechnete mit einer großen Zuwanderung und hatte genügend Land für eine große Ansiedlung reserviert. Das Land an der Molotschnaja war schon von Bartsch und Höppner begutachtet worden. Auch hatten die neuen Siedler über Chortitza um dieses Land angehalten, und die Regierung hatte die Wahl gerne gesehen. Ihre Bevollmächtigten in Neurussland, Graf Richelieu und Samuel Kontenius, betrachteten das Land am Flüsschen Molotschnaja als gute Wahl. Es wiederholte sich aber die Geschichte von 1789. Nachdem viele Siedler das Land gesehen hatten, weigerten sie sich, auf dem bereitgestellten Plan zu siedeln: Das Land war zu weit vom Dnjepr gelegen, es gab hier kein Holz, und die Nogajer waren feindlich gegen die Besiedlung eingestellt. Auch diese Siedler hatten wohl noch das Traumland nahe am Meer im Sinn, welches Bartsch und Höppner so gepriesen hatten, aber die Regierung machte kurzen Prozess mit der Träumerei, wie ein Brief von General-Leutnant Richelieu, dem jetzt alle Siedlungsprojekte in Neurussland unterstellt waren, zeigt:

Blick von Lichtenau, Molotschna auf den „Kolonistenberg" heute

„Aus Eurem Schreiben aus Schönhorst [Chortitza] vom 23. März [1804], welches mir der H. Kollegienrat Kontenius vorgestellt, ersehe ich nicht nur Euer Verlangen, nicht an der Molotschnaja, sondern auf einem andern Ort angesiedelt zu werden, sondern auch die Ursache und Besorgnisse, die diese Sinnungsänderung unter Euch veranlasst haben *[...]*." Richelieu fährt dann fort, den Siedlern den Vorteil dieses Planes darzulegen:

General-Leutnant Richelieu

1. Bedenkt wohl, lieben Freunde, dass Euch allda ein Bezirk von 120.000 Desjatinen des fruchtbarsten Landes angewiesen ist, wo nicht allein Ihr, sondern noch viele hundert Familien Eurer Glaubensbrüder in der Folge sich in Eurer Nachbarschaft niederlassen können.

2. Dass kraft eines Allerhöchsten Befehls Seiner Kaiserlichen Majestät zu desto sicherer Beförderung Eures Wohlstandes, dieser Bezirk durch zwei vortreffliche Stücke Landes an der Molotschnaja *[...]* vergrößert worden ist, von welchem die allda ansässigen Nogajer versetzt, ihre Wohnungen ihnen bezahlt und durch Zuteilung anderer Ländereien entschädigt werden sollen.

3. Dass Ihr dort nebst fruchtbarem Ackerland einen Überfluss an Heuschlägen für Stutereien, Hornvieh und Schafzucht haben werdet. *[...]*

4. Der Mangel an gutem Wasser, der in so vielen Gegenden des südlichen Russlands die Ansiedlungen erschwert, ist an der Molotschnaja und Tokmak nicht der Fall *[...]*.

5. Ihr habt in mehreren Briefen den Wunsch ausgedrückt, an der Molotschnaja zu siedeln *[...]*. Der Kaiser ist Eurem Wunsch entgegengekommen und hat die Genehmigung gegeben *[...]*. „So werde ich den Herrn Kollegienrat Kontenius mit gemessener Instruktion versehen, zu Euch abfertigen, damit er die nötigen Anstalten zu Eurer baldmöglichsten Ansiedlung an der Molotschnaja treffe."

Damit war die Sache abgeschlossen. Erstaunlich ist nur, dass Richelieu, dem demokratische Verhandlungen nicht gerade lagen, sich zuerst geduldig aufs Erklären einlässt. Nur am Schluss wird dieses Schreiben doch zu einer sehr bestimmten Anordnung: Ihr siedelt an der Molotschnaja. Später haben auch die Mennoniten die Weisheit jener Anordnung nicht in Frage gestellt.

Ankunft an der Molotschnaja und Gründung der Dörfer

Ein charakteristisches Gepräge gab dem älteren, nordwestlichen Teil der Molotschnaer Ansiedlung der so genannte „Kolonistenberg“, eine lange Höhenkette, die sich am rechten Ufer der Molotschnaja dahin zog. Eigentlich war dieses das rechte Ufer des Flusses, das aber so viel von demselben zurücktrat, dass es Raum gab für die deutsch-lutherischen Dörfer, „Kolonistendöfer“, wie sie gewöhnlich genannt wurden. Der „Kolonistenberg“ erreichte stellenweise eine recht beträchtliche Höhe und machte auf der sonst ebenen Steppe den Eindruck einer richtigen Gebirgskette. Ein eigentümliches Aussehen verliehen dieser Erhöhung die „Kurgane“ oder „Mohilen“ (alte Skythengräber), die auf vielen Stellen ihren Rücken krönten.

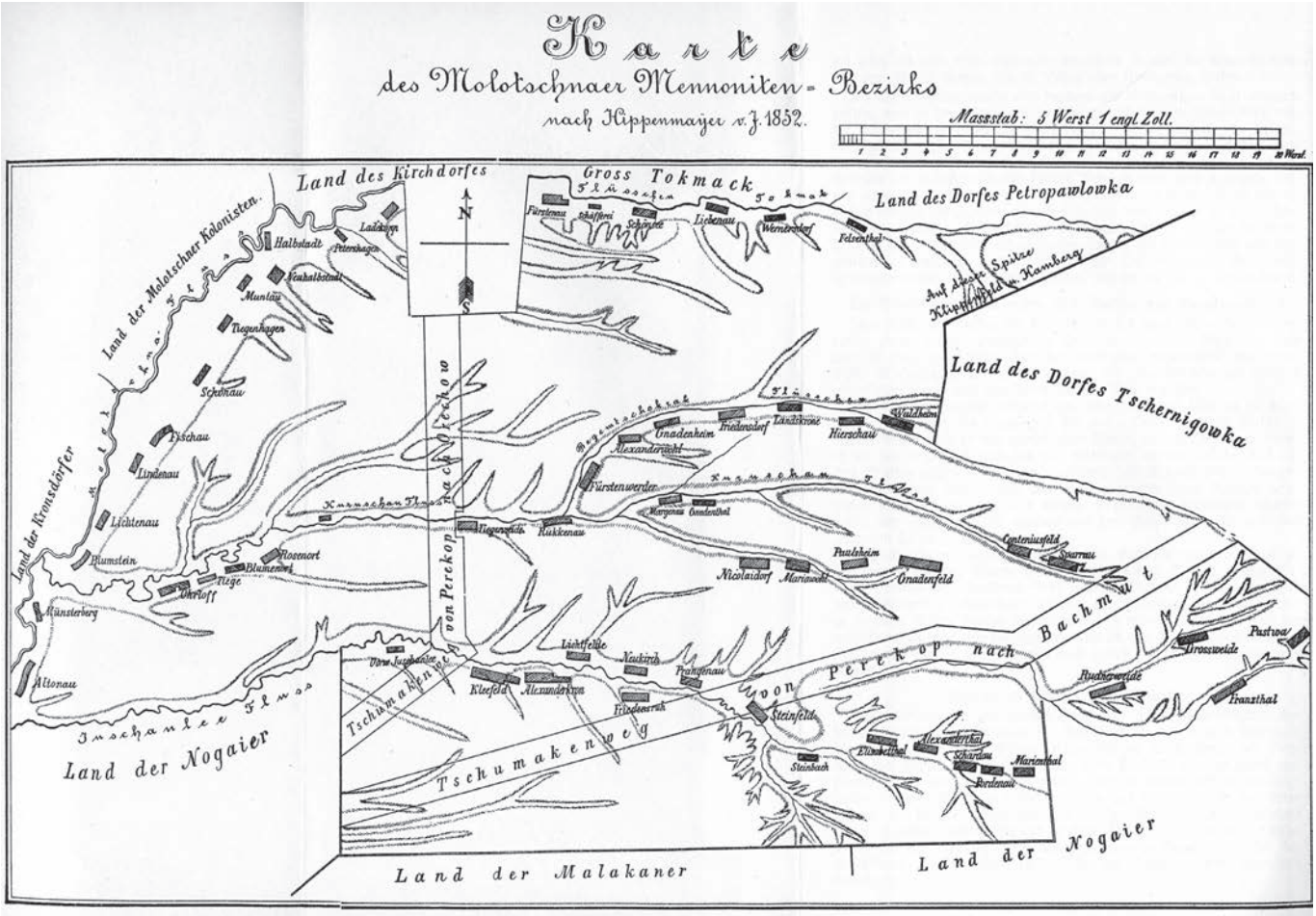
Auf diesen Berg gelangten die ersten Ansiedler an einem Frühlingstag des Jahres 1804, von der „Alten Kolonie“ kommend, wo sie bei ihren Brüdern den Winter zugebracht hatten. Von diesem Platz aus sahen sie dann auch zum ersten Mal auf ihre künftige Heimat, das Molotschnatal, herab. Unter sich sahen sie die Molotschnaja, nach Berichten von Zeitgenossen zu jener Zeit ein ziemlich breiter, langsam fließender Fluss. Damals hatte noch keine Erde von den Ackerfeldern den Steppenfluss teilweise zugeschwemmt. Hinter dem Fluss sahen sie dann die mit hohem Gras bedeckte, sanft ansteigende Steppe, über die der Wind dahinfuhr und Wellen gleich denen des Meeres erzeugte. Ein Kaufmann aus Deutschland, der die junge Ansiedlung zwei Jahre später besuchte, berichtet, dass das Gras mannhoch gewesen sei und so dicht, dass man nur mit Mühe hindurch dringen konnte. Nicht ein einziger Baum oder auch nur ein Strauch war auf der weiten Ebene sichtbar. Hin und her auf der Steppe sahen die Ansiedler eine kleine Gruppe von schwarzen Filzzelten, einen Nogajeraul, umgeben von grasendem Vieh. Als sie dann hinabzogen in die Ebene, machten sie auch bald die erste Bekanntschaft mit den Nogajern. Etliche Reiter begegneten ihnen, unheimlich aussehende Kerle, in fremder, langer Steppentracht, im Gürtel ein Messer und einen eisernen Hammer und in der einen Hand einen langen Speer. Neugierde und Misstrauen spiegelten sich in ihren Schlitzaugen. Dieses Nomadenvolk machte den Ansiedlern in der ersten Zeit viel zu schaffen.[9]

1848 beschrieb der Schullehrer Andreas Voth aus Halbstadt die Gegend, wie die Mennoniten sie 1804 anfanden: „Von Häusern und Wohnungen jeder Art war diese Steppe ganz frei. Der Boden besteht in der Niederung aus einer Mischung von Moorerde, Lehm und Sand; die etwas höher liegende Steppe, außer der oberen Schicht von 1 bis 1½ Fuß tiefer schwarzer Erde, nur aus Lehm. Der Graswuchs auf den Heusteppen war durchschnittlich nur mittelmäßig, dagegen war die Weide für Pferde, Rindvieh und Schafe kräftig und nährend; besonders aber eignete sich der Boden bei guter Zubereitung und Behandlung mehr noch zum Ackerbau und trug in fruchtbaren Jahren 10- bis 15-fältige Frucht.“[10]

Claas Wiens, der mennonitische Bauer aus Herrenhagen bei Marienburg, griff die Gründung der ersten neun Dörfer der Molotschna-Kolonie mit derselben Energie und Umsicht an, mit der er später die Grundlegung für sein Mustergut, das Vorwerk Steinbach, anpackte. Er scheint überall dabei zu sein: Er verhandelt mit dem Kontor in Jekaterinoslav, sorgt für den Transport des Baumaterials, steht den Siedlern als zuverlässiger Berater zur Verfügung, und schließlich sorgte er auch für seine eigene Familie.

Blick auf Ohrloff-Tiege, Molotschna vom Westen heute

Nachdem man das gesamte Land in Augenschein genommen und günstige Stellen für neun Dörfer ausgesucht hatte, wurden die Lose mit der Nummer des Siedlungsplatzes von bereits organisierten Gruppen gezogen. Daher hatten die Dörfer auch zuerst nur eine Nummer, die auch später aus Bequemlichkeit beibehalten wurde. Die einzelnen Gruppen gaben dann ihrem Dorf den eigentlichen Namen. Viele Siedler hatten einen Wagen, einige Pferde und Rinder mitgebracht — für die Ansiedlung reichten die eigenen Mittel bei den meisten aber nicht aus. Die Vorschüsse, die die Regierung zur Verfügung stellte, wurden deshalb von den meisten in Anspruch genommen. Nur etwa 13% der 194 Familien, die 1804 die ersten neun Dörfer am Flüsschen Molotschnaja gründeten, konnten ohne den abzahlbaren Vorschuss der Regierung auskommen. Die Zahl der Landwirte in den neuen Dörfern, die höher als die



Karte des Molotschnaer Mennoniten-Bezirks 1852

Zahl der angereisten Familien von 1803 war, erklärt sich durch den Anschluss einer Anzahl von Siedlern aus der Chortitza-Kolonie, die es an der Molotschnaja versuchen wollten. Auch einige Nachzügler der größeren Gruppe von 1803 dürften dabei gewesen sein:

Halbstadt	Nr. 1 — 21 Wirte
Muntau	Nr. 2 — 21 Wirte
Schönau	Nr. 3 — 21 Wirte
Fischau	Nr. 4 — 22 Wirte
Lindenau	Nr. 5 — 21 Wirte
Lichtenau	Nr. 6 — 21 Wirte
Blumstein	Nr. 7 — 21 Wirte
Münsterberg	Nr. 8 — 21 Wirte
Altona	Nr. 9 — 25 Wirte

Bis zum Ende des Jahres 1804 waren in Chortitza wieder 162 Familien angereist. Wie die erste Gruppe dieser Einwanderung, so blieben auch diese Familien über Winter in den Chortitzer Dörfern, um dann im Frühjahr 1805 die nächsten acht Dörfer der Molotschna-Siedlung zu gründen, aber nur 156 Familien wurden angesiedelt. Einige blieben wohl in Chortitza.

In der folgenden Tabelle sind die acht Dörfer aufgeführt, die 1805 gegründet wurden:

Ladekopp	16 Wirte
Petershagen	20 Wirte
Tiegenhagen	21 Wirte
Ohrloff	20 Wirte
Tiege	20 Wirte
Blumenort	20 Wirte
Rosenort	20 Wirte
Schönsee	19 Wirte (1812 wurde das Dorf umgesiedelt)

Im Jahre 1806 kamen nur noch 15 Familien aus Preußen nach Russland, dann unterbrach der Krieg den Zustrom. Nach dem Tilsiter Frieden kamen 1808-1809 noch einmal 99 Familien. Danach gab es bis 1819 einen längeren Stillstand, da Napoleon der Auswanderung aus Preußen nach Russland im Wege stand und Russland alle Kräfte und Mittel auf dem internationalen Schauplatz brauchte.[11]

Die Anlage der Dörfer geschah nach dem Gesichtspunkte deutscher Ordnung und Regelmäßigkeit. Jedes dieser ersten Dörfer bestand aus etwa zwanzig Wirtschaften, deren Höfe zu beiden Seiten der Straße lagen. Jede Wirtschaftsstelle war 40 Faden (85,32 m) breit, und das Haus 14 Faden (ca. 30 m) von der Straße gelegen, so Raum für einen kleinen Vorgarten las-

Alter Bauernhof in Blumenort, Molotschna

send. In den später angelegten Dörfern waren die Wirtschaftsstellen oft bedeutend breiter. Die ganz ersten Wohnungen waren Erdhütten, aber sehr bald ging man an den Bau richtiger Wohnhäuser. Das Bauholz musste aus weiter Entfernung, aus Kachowka am Dnjepr, herbeigeholt werden. Trotzdem bauten viele ihre Häuser aus Holz. Doch bald fing man an, Ziegelhäuser zu bauen. Auf verschiedenen Stellen des Ansiedlungsplatzes fand sich passender Lehm und auch Sand. Wasser war auch da, und so entstanden bald Ziegeleien oder „Ziegelscheunen", wie man sie gewöhnlich nannte. Alle Häuser wurden nach westpreußischem Muster erbaut. Sonst unterschieden sie sich nur ihrer Größe, dem Baumaterial und ihrer Solidität nach. Ärmere Leute bauten ihre Häuser oft aus so genannten „Luftziegeln". Das waren Lehmziegel, die sie selbst machten und an der Sonne trockneten, während sie sonst in den riesigen Öfen der Ziegeleien gebrannt wurden. Längs der Straße zogen sich in der ersten Zeit Gräben, die aber bald hölzernen Zäunen Platz machten.

Die Namen der Dörfer stammen zum großen Teil noch aus Preußen. Auf der Karte der mennonitischen Siedlungen in Westpreußen findet man viele der Molotschnaer Dorfnamen, wie Halbstadt, Muntau, Ohrloff, Tiegenhagen, Tiegerweide, Ladekopp, Schönsee und andere. Es war wohl Heimatgefühl, das die Ansiedler bewog, ihren Dörfern diese Namen zu geben. Man erinnerte sich mit Liebe an die alte Heimat und wollte sie nicht vergessen.[12]

Schwierigkeiten der ersten Zeit der Ansiedlung[13]

Die Nogajer belästigten die Ansiedler in der ersten Zeit vielfach und fügten ihnen auch manchen Schaden zu. Sie waren ein halbwilder Volksstamm mongolischer Herkunft, sehr arm, und hatten als rechte Nomaden keine festen Wohnplätze. Ihre Wohnungen in Form eines Bienenkorbes, mit Filzdecken überzogen, luden sie auf zweirädrige Wagen und fuhren sie auf ihre neuen Wohn- und Lagerplätze. Sie beschäftigten sich ausschließlich mit Viehzucht und verachteten jede andere Beschäftigung. Ihre Nahrung war meistens Fleisch, ihr Hauptgetränk Kumys (gegorene Pferdemilch). Sie waren Mohammedaner, und ihre ausgeübte Religion war ein Gemisch von Fatalismus, Aberglauben, Teufelsbeschwörung usw. Vielweiberei war bei ihnen üblich. In ihrem Charakter offenbarten sie einen großen National- und Ahnenstolz, waren begabt und anspruchslos, dabei aber diebisch, rachsüchtig und schreckten auch vor Mord nicht zurück.

Sie betrachteten die Mennoniten von Anfang an als unwillkommene Eindringlinge, die sie von ihren Weideplätzen verdrängen wollten. Deshalb trachteten sie danach, ihnen so viel wie möglich zu schaden. Besonders litten die Mennoniten von ihrer Diebhaftigkeit. Die schlechten und abgenutzten Pferde kauften sie zu Spottpreisen zum Schlachten, die besseren aber holten sie sich recht oft aus Stallungen und von Weideplätzen, ohne sie zu bezahlen.

Aber es blieb nicht nur beim Stehlen. Im Jahre 1811, am 19. Februar, wurden auf der Steppe bei Tiege vier Personen aus Rosenort von Nogajern erschlagen.

Straße in Ohrloff, Molotschna

Das Klima, das die Mennoniten an der Molotschna antrafen, unterschied sich deutlich von dem in ihrer deutschen Heimat. Es war sehr wechselhaft (kontinental), und die Siedler gewöhnten sich nur allmählich daran. Nach zeitgenössischen Schilderungen muss der Winter damals viel strenger gewesen sein als zu unserer Zeit. Die Schneestürme (russisch „wjuga“) waren besonders gefährlich, und das Reisen durch die schwach bewohnte, an Orientierungsgegenständen arme Steppe lebensgefährlich. Der Schneesturm brach oft plötzlich herein, und dabei ging oft viel Vieh zugrunde, besonders Schafe, die unaufhaltsam vor dem Winde gingen, bis sie Schutz oder Untergang fanden.

Die Niederschläge waren viel knapper als in Preußen, dazu unregelmäßig, was in der ersten Zeit zu häufigen Missernten führte. Erst später wurde diesem Übel durch Einführung der Schwarzbrache teilweise abgeholfen.

Im Jahre 1824 fiel die Ernte besonders schwach aus, und viel Vieh ging durch Futtermangel verloren. Dazu begann am 15. Februar ein außergewöhnlich starkes Schneetreiben, das haushohe Dünen aufwehte und die allgemeine Not noch vergrößerte. Viele Strohdächer wurden als Futter verwendet, so dass viele Häuser, ja ganze Dörfer einen traurigen Anblick boten. Nach zwei Jahren, als sich die Siedler von dieser Missernte erholt hatten, kamen die Heuschrecken und verzehrten bei mehreren Dörfern den größten Teil der Ernte. Sie kamen in kilometerlangen und so dichten Zügen, dass sie die Sonne verdunkelten.

Auch die Fragen der Ernährung, und der Versorgung mit Wasser und Heizmaterial bot ein Problem für die ersten Siedler. Ihre Nahrung kauften die Ansiedler in der ganz ersten Zeit in dem einige Jahre früher gegründeten russischen Kronsdorf Tokmak. Aber sehr bald konnten sie schon ihr eigenes Brot essen. Der bereits erwähnte Kaufmann fand schon 1806 Windmühlen an der Molotschna, die zum Beuteln des Mehles eingerichtet waren und sehr feines, weißes Mehl mahlten. Die Wasserfrage war anfangs eine schwierige und blieb es in manchen Dörfern noch für lange Zeit. An vielen Orten war das Wasser so salpeterhaltig, dass es für menschlichen Genuss unbrauchbar war, wenn es auch für das Vieh noch zur Not verwendet werden konnte. Auf solchen Stellen musste man dann irgendwie das Regenwasser auffangen und verwenden. Später half man sich stellenweise durch Anlegen artesischer Brunnen, da das aus tieferen Erdschichten kommende Wasser besser war. Für das Vieh wurden auf dem Felde durch Anlegen von Dämmen Teiche geschaffen.

Auch das Heizmaterial machte den Ankömmlingen anfangs zu schaffen, da in der Steppe kein Baum und kein Strauch wuchs. Anfangs brannte man trockenes Gras und Schilf, doch bald begann man, den ziegelförmig zubereiteten Dünger der Haustiere zu trocknen und zu brennen. Dieser Brauch bestand noch bis ins 20. Jahrhundert. Gab doch der getrocknete Dünger eine viel größere Hitze ab, als Stroh oder auch Holz. Kohlen hat man in den Kolonien auch später nur ausnahmsweise benutzt.

Eine weitere große Schwierigkeit für die Siedler war der Mangel an guten Absatzstellen für ihre Produkte. Dieses galt besonders für Getreide und Mehl. Etwas leichter war es für Produkte der Viehzucht, wie Wolle, Butter, Käse usw. Diese Produkte wurden ihnen von Händlern oft aus dem Hause geholt, oder es fanden sich wagemutige junge Männer, die sie auf Wagen luden und in die Städte der Krim fuhren, wo sie ihre Ware sehr gut an den Mann brachten.

Manche dieser Händler sind später zu großem Wohlstand gekommen, allen voran Johann Cornies (1789-1848), der erfolgreichste Kolonist unter den Mennoniten Russlands, der sehr viel zur Entwicklung der Molotschna-Kolonie beigetragen hat. Aus diesem Grund konzentrierte sich die Ansiedlung in der ersten Zeit mehr auf Viehwirtschaft, besonders Schafzucht.

Alter Bauernhof in Rückenau, Molotschna

Wirtschaftliche Entwicklung[14]

Die wirtschaftliche Entwicklung der Molotschna nahm ihren Anfang schon vor Johann Cornies. Es waren teilweise wirtschaftlich gut gestellte und fortschrittliche Elemente eingewandert, die einen mehr oder weniger guten Anfang machten. Die ersten zwei Jahrzehnte des Bestehens der Ansiedlung war eine Periode des Umlernens und des Anpassens an die neuen wirtschaftlichen Verhältnisse. Das war keine leichte Sache, da die klimatischen und auch die Bodenverhältnisse so ganz verschieden von denen in der alten Heimat waren. Es erforderte jahrelange Versuche und brachte manche Fehlgriffe mit sich, ehe man herausfand, wie Dürre, Heuschrecken und andere Ursachen von Misswachstum zu bekämpfen seien. Diese Arbeit nahm hier nur ihren Anfang und wurde dann von Cornies so erfolgreich weitergeführt.

Windmühle in der Molotschna

Weil überall so reiche Weide vorhanden war und die Produkte des Ackerbaus schwer abzusetzen waren, konzentrierte man sich anfangs mehr auf Viehzucht, vornehmlich Milchwirtschaft und Schafzucht. Die Ansiedler hatten eine große Anzahl von Kühen aus Preußen mitgebracht, so dass sie nur zum Teil auf die russischen Kühe angewiesen waren, die viel weniger Milch gaben. Auch ließen sie sich nur melken, wenn das Kalb dabei war. Pfiffige Wirte kamen auf den Einfall, den zärtlichen Instinkt dieser Tiere durch ausgestopfte Kalbsfelle zu täuschen, doch nicht immer mit Erfolg.

Auch litt die Milchwirtschaft durch Viehseuchen. Schließlich kam man dahinter, dass die Rinderpest durch durchfahrende Tschumaken (ukrainische Ochsenfuhrwerke) in die Kolonien geschleppt wurde. Deshalb legte die Regierung einen besonderen Weg an, den so genannten Salztrakt, der in einiger Entfernung bei den damals existierenden Dörfern vorbeiführte, so dass die Tschumaken weiterhin die Kolonien nicht berührten. Die Produkte der Milchwirtschaft, Butter und Käse waren sehr gut zu verkaufen, vornehmlich in den Städten der Krim, aber auch in Taganrog und anderen Orten.

Weiter war die Schafzucht eine der bedeutendsten Erwerbszweige dieser ersten Zeit. Bei der Einwanderung hatte man ungefähr 100 preußische Schafe mitgebracht, die sich dann schnell vermehrten. Ihre Wolle war länger als die der spanischen Schafe, und ließ sich deshalb leichter spinnen, weshalb die Frauen diesen Schafen den Vorzug gaben. Aber Staatsrat Kontenius, „der alte Kontenius", wie man ihn gewöhnlich nannte, hielt mehr von der Qualität der Wolle als von ihrer Länge. Er war mit allen Kräften bestrebt, gerade die Schafzucht in den Kolonien zu verbessern, weil er darin das einzige Mittel sah, die Kolonien nicht nur zu erhalten, sondern sie auch zu einigem Wohlstand zu erheben. Er erhoffte mehr von der spanischen Rasse und führte Böcke dieser Rasse ein, wodurch sich tatsächlich die Rasse der Schaffe bald sehr verbesserte.

Mit der Schafzucht in Verbindung stand auch der Anfang der Industrie an der Molotschna. Johann Klassen, der erste Oberschulze von Halbstadt, legte um 1820 in der Ansiedlung eine Tuchfabrik an. Vorher hatte dieser wohlhabende und unternehmende Mann schon eine Essigbrennerei in demselben Dorf angelegt.

Mit dem Seidenbau wurde auch bald ein Anfang gemacht. Bekanntlich nähren sich die Seidenwürmer von den Blättern des Maulbeerbaumes. So war also die Anlage von Maulbeerpflanzungen eine Vorbedingung des Seidenbaues. Im Jahre 1809 hatte die Kolonie deren 25. Leider gingen viele der Bäume, die anfangs gut gediehen, später wieder ein. Auch hier blieb es Cornies vorbehalten, mit mehr Erfolg auf diesem Gebiete zu wirken. Überhaupt drängte Kontenius immer wieder auf Anpflanzung von Bäumen, und so entstanden schon in der ersten Zeit Anpflanzungen von Obst- und Waldbäumen in manchen Dörfern. Dies war eine gute Vorarbeit bei der später in so großem Maßstabe unternommenen Arbeit der Bewaldung der Steppe. Staatsrat Kontenius lebte ja noch während der ersten Periode von Cornies' Wirksamkeit. Er wurde Cornies väterlicher Freund und Gönner. Sie führten einen regen Briefwechsel miteinander, und Cornies nennt ihn seinen treuen Lehrer, dem er es hauptsächlich verdanke, wenn er den Kolonien nützlich werden konnte.

Folgender Bericht aus einer alten russischen Zeitschrift fasst die wirtschaftliche Entwicklung vor der Corniesschen Ära zusammen: „Die Mennoniten, die unlängst auf dem Steppenteil der Krim, bei den Molotschnaer Wassern ansiedelten, wie auch andere hier angesiedelten Kolonisten beginnen schon in einen blühenden Zustand zu gelangen. Gegenwärtig leben sie in 26 Dörfern [die achtzehn Mennonitendörfer und die acht Kolonistendörfer am rechten Ufer der Molotschna], in denen die Zahl der Mennoniten 1902 und die der Kolonisten 998 Seelen beiderlei Geschlechts betragen. Nach ihrer Gewohnheit haben sie sich sehr gut angebaut und sich mit allem Nötigen in der Wirtschaft versehen. Sie besitzen ein großes Landgebiet, das die Arbeit des Landmannes reichlich belohnt und keine Düngung beansprucht. Ihre Viehzucht, Bienenzucht und Gartenbau gedeihen sehr wohl. Im gegenwärtigen [1809] Jahre haben sie 25 Maulbeerpflanzungen mit einer Gesamtzahl von 30.000 Bäumchen. Ihre Produkte bringen sie in die nächsten Städte und Dörfer und haben dabei guten Gewinn."[15]

Das kirchliche Leben[16]

Die Unterschiede in den Gemeinden der Einwanderer

In ihrem wirtschaftlichen Leben machten die Mennoniten an der Molotschna große Fortschritte und hatten bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Die Anerkennung und das Lob, das sie von Außenstehenden, besonders von der eigenen Regierung, dann aber auch von verschiedenen ausländischen Reisenden, welche die Kolonien besuchten, ernteten, war zum großen Teile begründet und wohl verdient. Aber auf kirchlichem Gebiet stand die Sache viel weniger löblich. Hier, wo doch bei den Mennoniten, den Wehrlosen, den Stillen im Lande gerade Friede, Eintracht und christliche Bruderliebe geherrscht haben sollte, war viel Streit und Zwietracht zu sehen, viel Rechthaberei und Unduldsamkeit, was zu Trennungen und anderen traurigen Zuständen führte. Die Hochachtung, welche die Mennoniten wegen ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit ernteten, wurde zum Teil wieder zerstört durch die Unordnung, denn mit diesem Wort musste man die kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände, die durch ein halbes Jahrhundert und länger an der Molotschna walteten, bezeichnen.

Die Mennoniten, die an der Molotschna ansiedelten, zerfielen in zwei größere kirchliche Richtungen, die Flämischen und die Friesischen. Das war ein Unterschied, der noch von Holland herrührte und in der Hauptsache darin bestand, dass die Flämischen strenger in der Kirchenzucht waren als die Friesischen und überhaupt als strenger rechtgläubig galten. Der Kirchenbann erstreckte sich bei ihnen ursprünglich bis zur völligen Meidung des Gebannten auch auf bürgerlichem Gebiet. Diese strengere Rechtgläubigkeit aber hatte es nicht verhüten können, dass die Flämischen schneller verweltlichten, als die als freier geltenden Friesischen, und dass sich bei ihnen eine starre Orthodoxie herausbildete, aller Reform und Bildung Feind. Bei den Friesischen dagegen offenbarte sich im Allgemeinen ein freieres, wärmeres Christentum mit mehr Neigung zu Kulturfortschritt und kirchlichen Verbesserungen.

Die ersten Einwanderer gehörten alle zur flämischen Richtung. Die etwas später (1819) mit ihrem Ältesten Franz Görz eingewanderte Rudnerweider Gemeinde war die einzige friesische an der Molotschna. Dann kam noch eine dritte Gruppe hinzu, die Alt-Flämischen. Zu ihnen gehörten die Alexanderwohler (1821), die Gnadenfelder (1835) und die Waldheimer (1836) Gemeinden. Die Alt-Flämischen waren ursprünglich die konservativsten Gemeinden. Doch waren die später nach Russland eingewanderten Gruppen während der letzten Jahrzehnte ihres Weilens in Preußen unter den Einfluss lebendig-christlicher Kreise, wie die der Pietisten, Herrenhuter und anderer gekommen. Aus diesem Grunde entwickelten sie gleich von Anfang in Russland ein lebendigeres, fortschrittlicheres Christentum als ihre Brüder in den flämischen Gemeinden.

In der ersten Zeit war der Unterschied zwischen diesen verschiedenen Gemeindegruppen noch sehr bemerkbar. In einigen flämischen Kirchen las der Prediger seine Predigt aus einem Buche und zwar sitzend. In den friesischen und altflämischen Gemeinden dagegen stand der Prediger und trug seine Predigt teilweise frei vor. Auch die Abendmahlssitten waren verschieden. Bei den Flämischen ging der Älteste bei der Verteilung des Brotes die Bänke entlang und verteilte es so unter die Abendmahlsgäste. In den friesischen Kirchen dagegen kamen die Gäste zum Abendmahlstisch und empfingen dort das Brot aus der Hand des Ältesten. Obzwar all dieses nur Äußerlichkeiten waren, so waren sie zu jener Zeit doch von großer Bedeutung und bildeten gewissermaßen eine Scheidewand zwischen den Gemeinden. Diese Scheidewand war anfangs so hoch, dass z. B. Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Gemeinden in der Regel nicht stattfanden. Der Unterschied zwischen den Gemeinderichtungen wurde aber immer kleiner. Im Jahre 1820 einigten sich die beiden damaligen Ältesten der Molotschna, Jakob Fast (die große flämische Gemeinde) und Franz Görz (die friesische Gemeinde Rudnerweide), in der Weise, dass die Benennungen Friesische und Flämische nicht mehr benutzt werden sollten, da die Unterschiede ja doch nur rein äußerliche seien. Diese Vereinbarung aber konnte es nicht verhüten, dass kurze Zeit nachher, als der Nachfolger des Ältesten Jakob Fast, Bernhard Fast, sich von dem friesischen Ältesten Franz Görz im Ältestenamt bestätigen ließ, dieses einer der Hauptgründe zu einer großen Spaltung in seiner Gemeinde wurde.

Kirche in Neu-Halbstadt, Molotschna

Die bürgerliche Selbstverwaltung und die Kirchengemeinden

Weil man hier in Russland in geschlossenen Siedlungen lebte, entstand sehr bald das Problem der Verwaltung. Die russische Regierung gewährte den Mennoniten von Anfang an einen gewissen Grad der lokalen Selbstverwaltung, der zu Cornies Zeiten noch bedeutend erweitert wurde. Dies brachte es mit sich, dass Beamte gewählt

werden mussten, wie Schulzen und Oberschulzen. Diese Beamten hatten dann auch das Recht und die Pflicht, Strafen an Missetätern zu vollziehen, in schweren Fällen sogar körperliche Züchtigungen vorzunehmen. Sie hatten so in gewissem Sinne eine polizeiliche Gewalt inne. Da fragten sich bald ängstliche Gemüter: Wie verträgt sich das mit den alten mennonitischen Prinzipien der Wehrlosigkeit, des Nichtwiderstrebens dem Übel, dem Grundsatze, dass ein Mennonit kein obrigkeitliches Amt bekleiden dürfe? Dass ein Mennonit über den andern herrschen und andere als kirchliche Strafmittel, Ermahnung und Ausschluss, anwenden sollte, das konnten viele gar nicht fassen, das schien ihnen ganz unmennonitisch zu sein. „Das geistliche Mennonitengebiet und das politische Mennonitengebiet mussten sich in demselben Rahmen noch erst vergleichen lernen" (P. M. Friesen). Die kirchlichen Autoritäten, besonders Älteste und Prediger, waren der festen Überzeugung, dass sie allein das Recht hätten, über Glaubensbrüder Strafen zu verhängen und zwar kirchlicher Art und wollten dieses Recht den bürgerlichen Autoritäten durchaus nicht zugestehen. Auf diesem Gebiet entstanden in der Ansiedlung bald schwere Konflikte, die zu viel Streitigkeiten und sogar Spaltungen führten. Die ersten Spannungen zwischen Kirchengemeinde und Bürgergemeinde fingen schon Ende 1804 - Anfang 1805 an. Oft bedurfte es nur der geringsten Ursache.

Durch die erste Spaltung der Gemeinde entstand 1812 die so genannte „Kleine Gemeinde" aus einer Gruppe von achtzehn Familien um Klaas Reimer. Bald entstanden im übrig gebliebenen Teil der Gemeinde, die sich nun im Unterschied zur „Kleinen Gemeinde" die „Große Gemeinde" nannte, neue Wirren, die 1824 zur Spaltung führten. Es entstand die Lichtenauer Gemeinde, zu der drei Viertel der früheren „Großen Gemeinde" gehörten. Allgemein wurde sie weiterhin die „Große Gemeinde" genannt. Der kleinere Rest, ungefähr ein Viertel der ehemaligen Gemeinde, der beim Ältesten blieb, wurde die Ohrloffer Gemeinde genannt. Anfangs der 1840-er Jahre gab es in der „Großen" oder Lichtenauer Gemeinde wiederum große Schwierigkeiten, die die von der Obrigkeit befohlene Aufteilung der Gemeinde in drei kleinere, eine jede mit ihrem Ältesten, zur Folge hatte. Auch zwischen den Gemeinden gab es immer wieder Streit.

Kirche in Rudnerweide, Molotschna

Erneuernde geistliche Einflüsse

Es wäre traurig, wenn man über das kirchliche Leben an der Molotschna nichts anderes berichten könnte, als über Streitigkeiten und Spaltungen, die vornehmlich in der „Großen" Gemeinde stattfanden. Und doch nannte sich diese Gemeinde die „Rein-flämische", glaubte in ihrer starren Rechtgläubigkeit, dass sie den alleinrichtigen Standpunkt einnehme und war deshalb allen erneuernden Einflüssen auf kirchlichem und kulturellem Gebiet verschlossen.

Aber glücklicherweise nahmen nicht alle Gemeinden an der Molotschna diesen Standpunkt ein. So wurde die Ohrloffer Gemeinde unter ihrem Ältesten Bernhard Fast nach ihrer Trennung von der „Großen" Gemeinde eine Fortschrittsgemeinde und blieb es auch für längere Zeit.

Auch die Rudnerweider Gemeinde der ersten Zeit bildete einen Lichtpunkt in jener oft dunklen Zeit. Sie war friesischen Ursprungs und wurde von ihrem Ältesten Franz Görz aus Preußen nach Russland geführt (1819). Es war Franz Görz gewesen, der noch in Preußen Tobias Voth, den ersten Fortbildungslehrer an der Molotschna, bewogen hatte, nach Russland zu gehen und dort den Anfang mit der Reorganisation des Schulwesens zu machen. In der Rudnerweider Gemeinde herrschte reges geistliches Leben. Missionsstunden und Missionsfeste wurden dort abgehalten. Auch trugen die Prediger dieser Gemeinde schon damals Predigten frei vor. Auch der Nachfolger von Franz Görz, B. Ratzlaff, war ein sehr tüchtiger Ältester und leitete die Gemeinde im Geiste seines Vorgängers.

Die Mennoniten, die später die Gemeinden Alexanderwohl, Gnadenfeld und Waldheim an der Molotschna gründeten, hatten einen Ursprung auf Przechowka, dem großen Gute eines polnischen Edelmannes in der früher polnischen, dann zu Westpreußen übergegangenen Gegend von Schwez.

Diese später nach Russland eingewanderten Mennoniten waren in den letzten Jahrzehnten ihres Weilens in Preußen gewissen religiösen Einflüssen ausgesetzt gewesen, die sich in Russland in einer Neubelebung des geistlichen und kulturellen Lebens äußerten. In manchen Fällen kam der Anstoß dazu auch von gebildeten lutherischen Familien, die dem Mennonitentum beitraten.

Die Alexanderwohler Gemeinde wanderte im Jahre 1821 mit ihrem Ältesten Peter Wedel direkt aus Przechowka nach Russland ein. Diese Gemeinde war, wie auch Gnadenfeld und Waldheim, alt-flämisch. In ihren gottesdienstlichen Gebräuchen waren die Alexanderwohler konservativ, verbanden damit aber eine warme Frömmigkeit.

Ein Teil der bei Przechowka wohnenden Mennoniten ging wegen Verfolgung 1764 nach der Mark Brandenburg und siedelte auf dem Gute eines königlichen Rates, Franz von Brenkenhof, an. Hier gründeten sie die Gemeinde Brenkenhofswalde-Franztal. Da sie auch hier mit der Zeit allerlei Beschränkungen zu erdulden hatten, wanderte die Gemeinde im Jahre 1835 unter Leitung ihres Ältesten Wilhelm Lange nach Russland aus.

Es kamen 40 Familien. Sie erhielten von Kaiser Nikolaus I. die Erlaubnis zur Einwanderung, obzwar zu jener Zeit die Einwanderung der Mennoniten aus Preußen schon verboten war. Deshalb nannten sie ihre Siedlung Gnadenfeld, weil es ein ausnahmsweise vom Kaiser gemachtes Geschenk durch Gottes Gnade war.

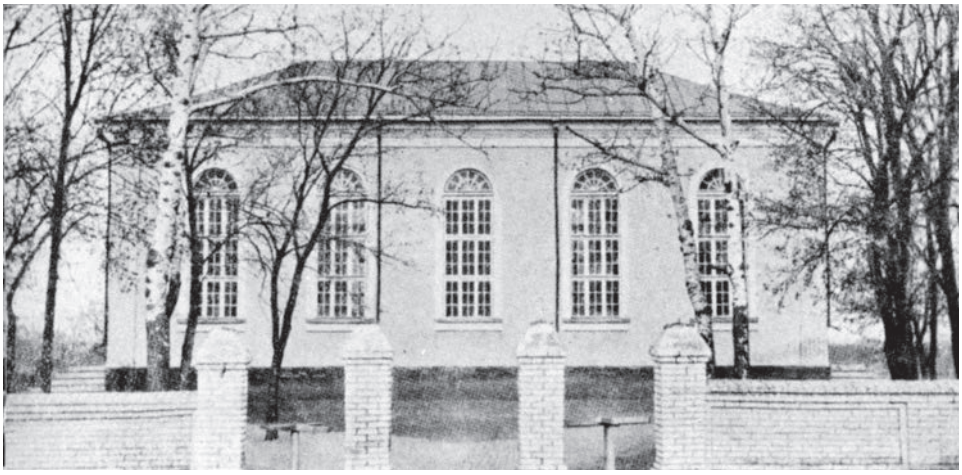
Unter der Leitung ihres begabten und frommen Ältesten entwickelte die Gnadenfelder Gemeinde von Anfang an ein reges geistliches Leben. Jährliche Missionsfeste wurden gefeiert. Erbauungsstunden wurden in den Häusern abgehalten, die Frauen hatten Missions-Arbeitsstunden. Auch Leute aus den Nachbargemeinden fanden sich durch dieses lebendige religiöse Leben angezogen und nahmen als Gäste an den Gottesdiensten und Festen teil.

Die Kirchenbauten und gottesdienstlichen Einrichtungen

Die erste Kirche an der Molotschna wurde in Ohrloff im Jahre 1809 erbaut, 1810 eine zweite in Petershagen, auf dem Ende näher zu Halbstadt. Diese zweite war eine Steinkirche. Beide Kirchen wurden zum großen Teil auf Kosten der Regierung errichtet. Kaiser Alexander I. hatte den Mennoniten der Molotschna persönlich 6.000 Rbl. zum Kirchenbau geschenkt. Bald kamen dann auch noch andere Kirchen hinzu.

Sie waren sämtlich nach altpreußischem Stil erbaut. Das Bethaus war ein längliches, in den meisten Fällen hölzernes Gebäude, anfangs ungefärbt. Im Inneren befand sich längs der einen Längewand eine Plattform, auf der in der Mitte die Kanzel stand. Auf der einen Seite der Kanzel waren auf dieser Plattform die Sitze für die Prediger, auf der anderen für die Vorsänger. Längs den übrigen drei Seiten des Kirchenraumes zog sich eine Empore, gemeinhin „Kur“ genannt, wo die Männer saßen. Unten hatten die Frauen ihre Plätze. Auf dem einen Ende des Gebäudes lag von einer Seite des Eingangs das Predigerstübchen („Ohmstübchen“), von der andern das „Frauenstübchen“. Die meisten Kirchen hatten noch einen Seiteneineingang. Die Fenster waren klein und liefen in zwei Reihen, so dass das Gebäude, von außen gesehen, den Eindruck eines zweistöckigen Hauses machte. An der Seite aber, wo die Kanzel stand, waren gewöhnlich drei große, hohe Fenster.

Professor C. Wedel sagte über gottesdienstliche Einrichtungen: „Die Pflege des kirchlichen Lebens beschränkte sich größtenteils auf einen Gottesdienst am Sonntagvormittag. In der Regel aber wurde da nur eine irgendwo abgeschriebene Predigt vorgelesen. Der Gesang folgte alten, abgeleierten Weisen. Nur mit Mühe gelang es, feste Melodien einzuführen. Es gab viel tote Orthodoxie, da ja die kirchliche Gemeinde mit der bürgerlichen zusammenfiel. Lose nur hingen manche Kreise durch die kirchlichen Akte mit der Gemeinde zusammen. Der Wirtschaftsbetrieb war die Hauptsache. - Still suchende Seelen wussten freilich auch aus der nur mageren Heilsverkündigung und aus guten Schriften ihr inneres Leben zu nähren.“[17]



Kirche in Gnadenfeld, Molotschna

Die sittlichen Zustände

Bei der breiten geistlichen Erstarrung, der Uneinigkeit und der Zerrissenheit in den Gemeinden sowie dem überaus niedrigen Bildungsstand der Massen können wir nicht ein besonders hoch entwickeltes sittliches Leben erwarten.

Die Sitten, besonders bei der Jugend, waren oft sehr roh. Auf Hochzeiten erging man sich in Spiel und Tanz und frönte dem Branntwein. Auch sonst waren in mehreren Dörfern Schenken, wo mancher „ehrbare“ Mennonit ein ständiger Gast war.

Auf den Jahrmärkten gab es oft wüste Szenen. Etwaige Differenzen unter den Dorfsburschen wurden zuweilen auf den Jahrmärkten, nachdem man sich vorher aus der Branntweinflasche Courage geholt hatte, auf sehr

Straße und Bauernhaus in Margenau, Molotschna

rohe Weise ausgeglichen. Wie konnte es auch anders sein, wenn für die Jugend in der Regel absolut nichts getan wurde? Die Kirchenzucht war schwach und bestand oft nur auf dem Papier.

Sittenbild nach Berichten von Zeitgenossen

Weiter sollen nun einige Sittenbilder aus den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Molotschnaer Ansiedlung nach den Aufzeichnungen von Zeitgenossen wiedergegeben werden. Ein durchweg sehr günstiges Bild zeichnet der schon mehrfach zitierte Kaufmann, der die Kolonien im Jahre 1806 bereiste.

Hier noch einige Abschnitte aus seinem interessanten Bericht: „Zuerst fuhren wir, um uns mit dem Zustande der Kolonie bekannt zu machen, nach Tokmak, wo gerade Jahrmarkt war. Hier ist auch eine Brücke über einen Arm des Flusses, die zu den ersten Mennoniten-Kolonien führt. Indem wir von einer zur andern fuhren, besuchten wir in drei Tagen ihre 18 Niederlassungen und wurden überall von diesem fleißigen und betriebsamen Völkchen mit Freuden aufgenommen.

Auf Handwerke, welche nicht gerade höchst nötig sind, hatten sich die Mennoniten noch nicht einrichten können, weil sie erst seit 1804 angefangen haben, sich hier anzubauen. Ihre Häuser, Stallungen, Scheunen, Gärten und Ländereien zeugen von Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit. *[...]*

Schon sind diese fleißigen Leute auch im Besitz schöner, zum Beuteln des Mehles eingerichteter Windmühlen. Letzteres, das wir sehr fein und weiß fanden, wird aber jetzt nur noch in ihren eigenen Haushaltungen verbraucht, weil sie dazu nicht Absatz haben.

Nach Taganrog haben sie jedoch bereits eine Ladung Butter geschickt, welche dort so begierig aufgekauft ward, so dass sie darauf bedacht waren, in kurzem zwei andere abzusenden. *[...]*

Von den religiösen Meinungen der Mennoniten sage ich nichts. Jede Kolonie ist von der andern etliche Werst entfernt, damit die folgenden Generationen Raum zum Anbau haben. Wir wurden mit ihren Vorstehern bekannt, welche mir recht verständige und treuherzige Männer zu sein schienen. Auch wohnte ich einer Predigt des Oberältesten bei, der eben kein Gelehrter zu sein braucht. Die Vorsteher werden von der Gemeinde gewählt, und niemand darf ein Amt, welches ihm übertragen wird, ausschlagen, sondern muss es unentgeltlich verrichten."

Derselbe reisende Kaufmann besuchte die Ansiedlung zehn Jahre später und ist erstaunt über den Fortschritt auf allen Gebieten. Einige der Häuser seien schon recht ansehnlich. Man gebe sich alle Mühe, durch Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern das Bild der Steppe zu ändern. Auch finden sich schon Anfänge der Industrie.[18]

Ein anderer Zeitzeuge, selbst ein Mennonit, berichtet im Jahre 1836 über die häusliche Einrichtung und die Ess- und Trinkgewohnheiten der Mennoniten an der Molotschna:

„Die häusliche Einrichtung verdient noch eine Bemerkung ihrer Bequemlichkeit wegen. Der ganze Hof bestehend aus dem Wohnhause, dem Pferde- und Kuhstall, sowie der Scheune, sind der Bequemlichkeit we-

Altes Bauernhaus in Margenau, Molotschna

gen unter einem Dache mit hohem Sparrenwerk die vielen Futtergarben aufzubewahren und bildet gewöhnlich einen Winkel. Die Wohnhäuser allgemein bestehen aus einem großen Wohnzimmer mit drei großen Fenstern, jedes mit zwei Flügeln und ist mit einfachen, meistens auf mahagoniert gestrichenen Möbeln, einer mit Betten versehenen Bettstelle für Wirt und Wirtin, einer Kiste oder Kommode, ein paar Tischen, einem dutzend Stühlen oder einigen schlichten Sofas, einem Kleiderschrank, Glasschränke mit Service geschmückt, einem bis zwei Wandspiegeln und einer Stubenuhr besetzt. Dann gibt es ein Schlafzimmer für die Kinder, eine Eckstube oder Gerätekammer, unter dem Kinderzimmer ein geräumiger Keller, oft auch noch eine Sommerstube und eine Speisekammer im zweiten Flügel des Hauses.

Herr, ich denke an die früheren Zeiten;
ich sinne nach über all deine Taten
und spreche von den Werken deiner Hände.
Psalm 143, 5

In den meisten Höfen findet man der Bequemlichkeit wegen zwei auch bis drei Brunnen und bei jedem Häusler (das ist ein Einwohner der Landwirtschaft) einen Brunnen.

Die Tafel eines Mennoniten, auch des wohlhabendsten, ist ganz einfach und gewöhnlich nur mit zwei Schüsseln besetzt; Butterbrot mit Käse dient zum Imbiss, Gerstengrütze, in Buttermilch gekocht, ist eine Lieblingsspeise für einen Mennoniten. Er findet in ihrer Säuerlichkeit den besten Wohlgeschmack, Labung und Kühlung für den Magen und genießt sie am liebsten täglich.

Eine zweite Eigentümlichkeit der Haushaltung besteht im Einpökeln und Aufbewahren des Fleisches aufs ganze Jahr, so dass ein jeder Wirt zu jeder Stunde imstande ist, seinen Gast mit einer Schnitte Butterbrot und Käse, geräuchertem Schinken und Buttermilchgrütze zu bewirten. Der Kaffee wird von den Mennoniten allgemein geschätzt. Diese Gewohnheit kommt noch aus Preußen her, wo der Kaffee zuerst unter den vornehmsten Familien als Luxusartikel eingeführt und dann allgemein getrunken wurde.“[19]

„Was den Genuss der Getränke anbetrifft, so ist das Bier bei den Mennoniten das Üblichste. Bei einigen zeigt sich auch ein nicht weniger als übler Hang zu übermäßigem Genuss des Brandweins, die sich nicht davor hüten, von Zeit zu Zeit die Ehre des Herrn dadurch zu schänden und die Gemeinde durch dieses Laster zu betrüben. Zwar schützt sich die Gemeinde vor dem Verfall infolge dieses Lasters durch Bestrafung desselben. Kann sich aber noch immer nicht durch das Mittel ihrer gelinden Zucht von diesem Laster ganz reinigen.“[20]

Kurzer Ausblick auf die weitere Entwicklung der Molotschna

Der materielle Wohlstand der selbstverwalteten mennonitischen Kolonie erreichte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine erstaunliche Höhe. Zugleich dazu verflachte aber das geistliche Leben. Das sittliche Leben ließ viel zu wünschen übrig. Doch es gab auch geistlich lebendige Christen unter den Molotschaern, die sich nach neuem Leben sehnten. Die Einflüsse des Pietismus und der Erweckungsbewegung in den evangelischen Kreisen Europas drangen auch bis in die mennonitischen Kolonien in der Ukraine. Gott gab, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dann auch das ersehnte geistliche Erwachen in die mennonitischen Kolonien kam.

Zusammengestellt von Jakob Konrad, Frankenthal

Quellenangaben

[1] Mennonitisches Lexikon, Bd.3. Schneider, Karlsruhe 1958, S. 154.
[2] Penner, H., Gerlach H., Quiring, H.: Weltweite Bruderschaft. Ein mennonitisches Geschichtsbuch. 5. Auflage, 1995, S. 120.
[3] David G. Rempel: „Commonwealth“, S. 48, in Epp, George K.: Geschichte der Mennoniten in Russland, Bd. I. S. 128.
[4] Görz, H.: Die Molotschnaer Ansiedlung. Entstehung, Entwicklung und Untergang. Steinbach (Manitoba, Canada) 1950/51, S. 10.
[5] Friesen, P.M.: Die Alt-Evangelische Mennonitische Brüderschaft in Russland. Halbstadt, Taurien 1911, S. 93.
[6] Epp, George K.: Geschichte der Mennoniten in Russland, Bd. 1. Lage 1997, S. 136.
[7] Ebenda, S. 137.
[8] Ebenda, S. 131.
[9] Görz, H.:, Die Molotschnaer Ansiedlung, S. 12-13.
[10] Woltner, Gemeindeberichte, S. 89-90, in Epp, George K.: Geschichte der Mennoniten in Russland, Bd. I, S. 139-140.
[11] Epp, George K.: Geschichte der Mennoniten in Russland, S. 139-143.
[12] Görz, H.: Die Molotschnaer Ansiedlung, S. 13-14.
[13] Ebenda, S. 14-16.
[14] Ebenda, S. 40-41.
[15] Die nordische Post, 8. Januar 1810 nach Bondar: „Sekta mennonitow w Rossii“, S. 33, in Görz, H.: Die Molotschnaer Ansiedlung, S. 41.
[16] Görz, H.: Die Molotschnaer Ansiedlung, S. 54-68.
[17] Wedel, C. H.: Abriss der Geschichte der Mennoniten, Bd. 4, S. 153, in Görz, H.: Die Molotschnaer Ansiedlung, S. 67-68.
[18] Ebenda, S. 18-19.
[19] Unser Blatt, Nr. 6, März 1928, S. 158.
[20] Unser Blatt, Nr. 5, Februar 1928, S. 112.

Karten aus H. Görz, Die Molotschnaer Ansiedlung.
Bilder aus Gerhard Lohrenz, Heritage remembered, 2nd Edition, CMBC Publications, Winnipeg (Manitoba) 1987.

Mehr Information über die Molotschna-Kolonie können Sie auch in der geschichtlichen Zeitschrift „Rückblick“ Nr.1/2004 finden. Zu beziehen bei: Rückblick, Postfach 0726, 32637 Lemgo.

Deutsche im Archangelskgebiet

Wir haben mehrere Anrufe und Briefe mit verschiedenen Informationen zu diesem Foto erhalten. Vielen Dank dafür! Die meisten Personen sind Anfang 1930-er Jahren aus der Kolonie Altsamara nach Archangelsk verbannt worden. Viele von ihnen sind von der schweren Arbeit und Hunger gestorben. Folgend die Namen der Personen:

1. Wilhelm Görtz, 2. Hermann Janzen, 3. Johannes Suckau, 4. Bernhard Riesen, 5. Julius Janzen, 6. Wilhelm Suckau, 7. Gerhard Janzen, 8. Heinrich Janzen, 9. Hermann Riesen, 10. Gustav Janzen, 11. Johannes Janzen, 12. David Janzen, 13. Heinrich Janzen, 14. Anna Bergen, 15. Gerhard Janzen, 16. Gerhard Janzen, 17. Maria Janzen, 18. Margarethe Suckau, 19. Margarethe Riesen, 20. Helene Janzen (Witwe), 21. Alma Görz, 22. Margaretha Suckau, 23. Meta Riesen, 24. Helene Janzen geb.Remer, 25. Ida Janzen geb.Reimer, 26. Katharina Bergen, 27. Martha Riesen, 28. Maria Janzen, 29. Justine Janzen, 30. Helene Janzen, 31. Luise Janzen, 32. Walter, 33. Frieda Janzen, 34. Luise, 35, Georg, 36. Selma, 37. Ewald, 38. Wilhelm

Die Eltern von den Kindern Justine (29), Helene (30), Luise (31) und Frieda (33) sind Gerhard (15) und Helene (24) Janzen. Frieda Janzen (33) lebt noch in Petersburg, die anderen sind verstorben. Die Kinder von Wilhelm (1) und Alma (21) Görtz sind Wilhelm (38), Ewald (37), Selma (36), Georg (35), Luise (31), Walter (32). Die Kinder von David (12) und Ida (25) Janzen sind Hermann (2) und Heinrich (13). Margarethe Suckau (22) war Tante zu den Kindern Johannes Suckau (3), Wilhelm Wuckau (6) und Margarethe Suckau (18). Die Kinder von Bernhard (4) und Meta (23) Riesen sind Hermann Riesen (9), Margarethe Riesen (19) und Martha Riesen (27). Die Kinder von Gerhard (16) und Maria (17) Janzen sind Julius Janzen (5), Gerhard Janzen (7) und Heinrich Janzen (8). Die Witwe Helene Janzen (20) ihre Kinder sind Gustav Janzen (10), Johannes Janzen (11) und Maria Janzen (28).

Diese Geschichte spielt im Dezember 1941, während der Zwangsumsiedlung vieler Deutschen aus ihren Kolonien nach Kasachstan und Sibirien. Der Vater des fünfjährigen Willi wurde 1938 von der NKWD verhaftet und zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt. Die Deportierten wurden in einen kasachischen Aul gebracht und dort bei den Bewohnern einquartiert, die selber sehr arm waren. Die Kasachen selbst wurden ebenfalls von den Sowjets unterdrückt, enteignet und teilweise auch in andere Regionen deportiert.

Weihnachten in einer Erdhütte

Willi wälzte sich unruhig von einer Seite auf die andere, aber er konnte keine bequeme Lage finden. Sobald er sich bewegte, stieß er rechts und links an seine Nachbarn, denen es ähnlich erging. Sein Lager war hart und bei jedem Ruck, den der Zug machte, schlug er mit dem Rücken oder mit dem Kopf schmerzhaft auf. „Ich wüsste gerne, wohin wir fahren," dachte Willi. „Aber Mama hatte es mir nicht gesagt. Vielleicht fahren wir zu Papa. Ich würde meinen Papa so gerne kennenlernen. Bestimmt ist er groß und stark, das sind Papas immer. Es ist so schön, wenn man einen hat."

Willi kannte einen Jungen, dessen Papa zu Hause war, aber die Väter seiner anderen Spielkameraden waren auch nicht mehr da. Manchmal bat Willi seine Mama, dass sie ihm etwas von seinem Papa erzählte. Er verstand nicht, warum sie dann weinte. Er konnte sich nicht mehr an seinen Papa erinnern, denn er war erst zwei Jahre alt gewesen, als fremde Männer ihn abgeholt hatten. Und jetzt waren sie selber auch nicht mehr zu Hause. Sie hatten ein schönes Haus gehabt und er hatte gern mit den anderen Kindern im Dorf gespielt. Wo die jetzt wohl waren? Fuhren sie auch irgendwo hin? Einige von ihnen hatte er an der Verladestation gesehen, als sie am Bahnhof Pagrusnaja in diese furchtbar engen dreckigen Züge steigen mussten. Früher dachte er, Reisen wäre aufregend. Aber im Zug war es so eng und hart, dass ihm Rücken und Kopf schon davon schmerzten. Außerdem stank es fürchterlich. Wenn sie stehenblieben, räumten Mama und Tante Anna ein bißchen Dreck aus dem Wagen, aber der Gestank blieb trotzdem. Und Willi war so schrecklich hungrig. Sie waren jetzt schon viele Tage unterwegs. Bestimmt würden sie bald ankommen.

Au! Jetzt war er wohl doch kurz eingeschlafen. Ein Soldat war an sein Bett gekommen und hatte ihm mit einer großen Pistole auf den Kopf gehauen. Willi rieb sich die Augen. Aber plötzlich war der Soldat weg. Und der dicke Mann neben ihm stöhnte laut und stieß einen Fluch aus. Ach so, der Soldat war nur ein Traum gewesen! Der Zug stand jetzt und die Leute im Wagen wurden unruhig. Schade, dass es hier kein Fenster gab, er hätte gerne gesehen, wie es draußen aussah.

Willi hörte, dass Mama und Tante Anna sich leise unterhielten, aber er konnte ihre Worte nicht verstehen.

Großmama Wiebe und die anderen Tanten saßen still in der Ecke zusammengekauert. Tante Tina schaute andauernd um sich und fragte: „Wo sind wir jetzt?" Aber niemand antwortete ihr. Plötzlich hörten sie von draußen laute Schläge an die Wand ihres Wagens. Eine tiefe, ganz ungemütliche Stimme schrie irgendetwas und die Erwachsenen begannen sich langsam aufzurappeln. Großmama stöhnte und Mama half ihr, aufzustehen: „Was werden sie mit uns machen?"

„Ich weiß nicht, Mama. Vielleicht bringen sie uns ja nach Deutschland."

„Was ist Deutschland?" dachte Willi. „Es muss etwas Gutes sein. Jedenfalls hat Mama gesagt, wenn wir nach Deutschland kommen, dann ist es gut. Vielleicht ist Papa in Deutschland." Er fröstelte und zog sein Jäckchen enger um seinen dünnen Leib. Seine Mutter legte den Arm um ihn und drückte ihn fest an sich. Mit der anderen Hand stützte sie die zitternde Großmama. „Hier ist es ja noch viel kälter als drinnen", sagte sie, als sie ihre Füße auf den weißen harten Boden setzte. Schon zu Hause hatte Mama die Kälte nicht gemocht, aber hier war es noch viel kälter. Willi versuchte seinen großen Zeh zu bewegen, aber es ging nicht. Er spürte nichts.

Die Männer, welche sie damals zu Hause abgeholt hatten, waren wieder da und schrien laut. Er konnte ihre Sprache immer noch nicht verstehen. Es war russisch und klang böse.

„Wo werden sie uns nur hinjagen?", jammerte Tante Anna.

„Und morgen ist Weihnachten", flüsterte Mama leise.

„Weihnachten!" dachte Willi. „Weihnachten ist etwas Gutes. Zu Weihnachten gibt es einen Tannenbaum und Plätzchen. Und Geschenke." Willi freute sich immer auf Weihnachten. Er erinnerte sich noch daran, wie Mama und Großmama mit den Tanten Stille Nacht und O du fröhliche gesungen hatten. „Also, wenn morgen Weihnachten ist, dann freue ich mich", sagte er vor sich hin.

Der Klubraum, in den sie jetzt alle rein mussten, war nicht beheizt. Hier wurden sie von einem uniformierten Mann verteilt, der sie ständig laut anschrie. Bald kamen auch sie an die Reihe – Mama, Großmama, der kranke Onkel Hans, die Tanten, Willi und noch andere Leute. Sie kamen auf einen großen Schlitten, auf dem ein Mann mit schmalen Augen und glänzendem schwarzen Haar saß und das magere Pferd zur Eile antrieb. Willi sah neugierig durch die fremde Welt, durch die sie fuhren. Hier sah es ganz anders aus, als zu Hause. Der Himmel schien viel höher zu sein, man sah die Sterne ganz deutlich und wenn man sich umschaute, sah man so weit das Auge reichte ein weites weißes Schneefeld, durchzogen von einer langen dunklen Linie – dem Weg, auf dem der Zug gekommen war. Der Wind blies so scharf, dass Willis Ohren und Nase sich bald wie Eisklumpen anfühlten.

Nach einiger Zeit langten sie in einer Siedlung an. Die kleinen schiefen Häuser mit den morschen Holztüren erinnerten Willi an die Kolchosschuppen zu Hause. Später erfuhr er, dass es Erdhütten waren. Der Mann, der sie führte, schlug mit seinem Gewehr an eine Holztür. Eine Frau mit schwarzen Haaren und schmalen Augen öffnete. Der Mann redete in lautem Befehlston mit ihr, worauf sie jammerte und etwas stotterte. Vor lauter Müdigkeit bekam Willi vieles nicht mit, aber irgendwann saßen sie alle in dem kleinen Häuschen auf dem Boden, und die dunkle Frau brachte ihnen eine kleine dampfende Schüssel. Glücklich schlurften sie die heiße Flüssigkeit und streckten sich alle nebeneinander auf dem Boden aus. Es war so kalt, dass Willi nicht einschlafen konnte. Da nahm seine Mutter ihre dünne Jacke, wickelte sie um ihn und die beiden rückten ganz eng zusammen. Da fiel Willi plötzlich etwas ein: morgen war Weihnachten. Er freute sich schon auf den Tannenbaum, die Kerzen und die Plätzchen. Nicht einmal das Geschrei eines Säuglings aus dem hinteren Teil der Stube störte ihn mehr. „Mama, morgen wird es schön", murmelte er leise bevor er einschlief.

Als Willi am nächsten Morgen aufwachte, fror er. Mama lag nicht mehr neben ihm. Sie war schon aufgestanden und er sah gerade, wie die anderen Frauen aus der Hütte herausgingen.

„Huh, ist das kalt!" dachte er. „Mama, wohin gehst du? Mama, wann feiern wir Weihnachten?"

Willis Mama gab ihm einen Kuss auf die Wange. Bevor sie etwas sagen konnte brüllte eine laute Stimme:

„Wsje na rabotu ssobirajtes!!!" (Alle an die Arbeit!)

Bald waren alle Erwachsenen weggegangen. Nur Großmama Wiebe, Onkel Hans, Willi und zwei andere Kinder saßen noch in der Hütte. In der anderen Ecke saß die dunkle Frau und wiegte ihr Baby hin und her, während sie mit monotoner Stimme etwas sang. Es war dunkel in der Hütte. Willi rappelte sich auf und ging zu Tür, aber als er sie öffnete musste er seine Augen schließen, so geblendet war er von der weiten weißen Pracht draußen. „Warum musste Mama weggehen? Wo ist sie jetzt?"

Dann hörte er die Stimme der dunklen Frau etwas sagen. Er drehte sich um und sah, dass sie aufgestanden war und eine Schale mit Suppe vor die kleine Gruppe der unfreiwilligen Gäste gestellt hatte. Erst jetzt merkte er, wie hungrig er war.

Nach dem Essen hätte Willi gerne die Gegend erkundet. Aber seine Kleidung war viel zu dünn für den beißenden Frost der kasachischen Steppe. Sie mussten sich anders die Zeit vertreiben. Willi, Heinz und Lieschen unterhielten sich darüber, dass heute Weihnachten war und dass sie bestimmt am Abend feiern würden. Jeder von ihnen wusste etwas von den Weihnachtsfeiern zu erzählen, die sie zu Hause erlebt hatten und von ihren Wünschen für dieses Weihnachtsfest.

„Mein Opa hat mir letztes Jahr eine richtige Kutsche geschenkt, die war

aus Holz und ich konnte sie sogar an unseren Polkan anspannen. Dann hat er meine kleine Schwester durch den Hof gezogen," erzählte Heinz.

„Und ich hab immer mit meiner Mama Plätzchen gebacken. Am liebsten mag ich die mit Zimt", verkündete Lieschen und stieß damit eine angeregte Unterhaltung der hungrigen Kinder an, darüber was sie am liebsten aßen.

Willi drehte sich zu dem Strohsack in der Ecke um, auf dem Großmama Wiebe lag. „Großmama, freust du dich auch auf Weihnachten?"

„Komm einmal näher, mein Junge, ich hör dich so schlecht", ertönte die schwache Stimme der alten Frau zur Antwort.

Willi, Heinz und Lieschen rückten näher an das Lager der Großmutter heran. Sie sahen in das von vielen Runzeln durchfurchte Gesicht der alten Großmutter.

„Großmama, erzähl mal von Weihnachten, als du klein warst! Weißt du, von dem Tannenbaum in der Kirche und der Bescherung, und..." Willis Stimme überschlug sich vor Begeisterung und freudiger Erwartung.

„O ja, erzähle!" riefen auch Heinz und Lieschen.

Sinnend wanderten die Augen der alten Frau durch den düsteren Raum und blieben dann an den drei Kindern hängen, die gespannt vor ihr saßen. Sie dachte an die vielen Weihnachtsfeste, die sie erlebt hatte, erst als kleine Tochter eines reichen mennonitischen Gutsherrn in der jungen Kolonie Alexandertal, später als junges Mädchen und dann als Ehefrau und Mutter einer immer größer werdenden Familie. An die schönen, harmonischen Stunden im Kreis der Familie, in denen sie zusammen gesungen und gespielt hatten, an reiche Bescherungen und auch an die Kriegsjahre, in denen sie alle den Gürtel enger schnallen mussten. An das Jahr in dem ihnen ihr zehnjähriges Söhnchen kurz vor Weihnachten durch den Tod entrissen wurde und an die schweren Jahre, in denen ihr Mann, ihr Schwiegersohn und viele anderen Lieben nicht mehr bei ihnen waren. Aber trotzdem hatten sie bisher jedes Jahr Weihnachten gefeiert und sogar der kleine Willi, der in einer äußerst harten Zeit geboren war, hatte immer Weihnachtsgeschenke bekommen, wenn sie auch nicht so reich waren, wie damals, in ihrer Jugendzeit.

„Ach Großmama, jetzt erzähl doch! Warum liegst du so still da? Ooch, heute ist es gar nicht richtig wie Weihnachten. Gar kein Baum und keine Plätzchen und Geschenke und du erzählst nicht einmal!" Tränen der Enttäuschung traten dem Jungen in die Augen. In diesem Augenblick begann das Baby der dunklen Frau laut zu schreien.

„Schau mal an, ein kleines Kind", sagte Großmutter leise.

„Ja, aber es ist nicht so schön, wie Hannis kleine Anna", sagte Lieschen. Beim Gedanken an ihre kleine Nichte stiegen ihr Tränen in die Augen. Sie erinnerte sich daran, dass Mama gesagt hatte, dass sie Franz und Hanni mit ihrer kleinen Tochter vielleicht nie wieder sehen würden.

„Warum nicht?" fragte Großmama.

„Weil ... weil, das hat nicht so eine schöne Wiege und es ist ganz dunkel und es schreit und hier ist es nicht so sauber wie bei Hanni und ..." Lieschen brach in Tränen aus.

Großmama Wiebe lehnte sich zurück: „Kinder, ich werde euch jetzt von Weihnachten erzählen."

„Von Weihnachten, wie es früher war?"

„Ja, wie es früher war, aber nicht als ich klein war, sondern noch viel viel länger zurück. Von dem allerersten Weihnachtsfest will ich euch erzählen."

„Aber Großmama Wiebe, die Geschichte kennen wir schon", sagte Heinz, aber Lieschen stieß ihm mit dem Ellenbogen in die Seite. Sie wollte die Geschichte trotzdem hören.

„Ja Kinder, ich weiß dass ihr sie schon kennt. Ich kenne sie auch sehr gut, weil ich sie schon sehr viele Male gehört oder gelesen habe. Aber wisst ihr, erlebt habe ich sie noch nie."

Verständnislos sahen sie Kinder die Großmutter an.

„Ja, erlebt habe ich sie noch nie. Bis jetzt. Wisst ihr, die Bilder in der Kinderbibel zeigen immer so einen schönen, hellen gemütlichen Stall..."

„Ja und ein ganz süßes kleines Jesuskind und Maria und Josef mit Silberglanz und die Engel!" Lieschen konnte sich noch sehr gut an das Bild in der Kinderbibel erinnern.

„Ja, Lieschen, du hast dir das Bild gut angeschaut. Seht, Kinder, auch ich habe mir das erste Weihnachtsfest viele Jahre lang so vorgestellt, wie auf jenem Bild – einen sauberen und gemütlichen Ort, ein glückliches Paar und ein süßes kleines Kind. So ähnlich waren auch unsere Weihnachtsfeste. Wir waren alle glücklich versammelt in einem hellen Wohnzimmer, unter einem schönen Tannenbaum mit Lichtern und haben uns gegenseitig beschenkt ..."

Die Kinder nickten eifrig, sehr angetan von der schönen Erinnerung.

„Aber es war nicht so gewesen. Vielleicht ist uns heute die Weihnachtsgeschichte viel näher, als sie es jemals gewesen ist. So müde und kaputt, wie wir von der Reise, so könnten Josef und Maria gewesen sein. Und dann kamen sie in ein Dorf, wo niemand sie haben wollte. Sie fanden nicht einmal Raum, wo sie schlafen konnten."

„Aber sie waren doch in einem ..."

„Ja, in einem Stall. In einem dunklen kleinen Stall, in dem es nach Vieh stank und dreckig war."

„Wie in unserem Viehwaggon!", rief Lieschen.

„Ja, genau! Da haben wir es hier sicher noch besser in dieser Erdhütte. Gott hat sich wirklich das allerärmste auf der Erde ausgesucht, um seinen Sohn kommen zu lassen. Das vergessen wir Menschen bloß so schnell, wenn es uns gut geht und wir in unseren warmen Wohnzimmern bei Kerzenschein und Tannenbaum sitzen. Vielleicht hat Er uns deshalb alles abgenommen und uns in diese trostlose Einöde geschickt, damit wir endlich einmal verstehen, was Weihnachten wirklich bedeutet."

Das Baby fing wieder an zu schreien und Großmama Wiebe verstummte. Willi beobachtete die kasachische Frau, wie sie halblaut summend ihr Kind in den Schlaf zu wiegen versuchte. In seiner Vorstellung vermischte sich dieses Bild mit dem Krippenbild aus der Kinderbibel.

„So war Jesus gekommen. Er hatte auch kein warmes Bett und keine Plätzchen zu essen gehabt. Er war so arm wie wir. Diesmal feiern wir richtig Weihnachten", dachte Willi und stimmte in das Lied ein, dass Großmama leise zu singen begann: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit."

Dankesbriefe für Kinderfreizeiten

Der Sommer 2004 ist vergangen. Gott sei Dank, in diesen Monaten konnten in der ehemaligen Sowjetunion viele Einsätze und christliche Veranstaltungen stattfinden. Der Herr schenkte Seinen reichen Segen, viele willige Mitarbeiter und die nötigen Mittel zur Ausführung dieser Dienste. Herzlichen Dank an diejenigen, die ihren Urlaub geopfert haben, um den Geschwistern bei der Durchführung der Missionseinsätze und Kinderfreizeiten zu helfen. Danke für die vielen Gebete und die finanziellen Mittel, die vielen Tausenden Kindern die Teilnahme an christlichen Freizeiten ermöglicht haben. Diese Freizeiten hinterlassen unauslöschliche Erinnerungen bei ihnen. Viele Kinder erfahren hier zum ersten Mal von Gott, manche entscheiden sich für ein Leben mit Jesus. Viele Dankesbriefe von Mitarbeitern und Kindern berichten uns über die erlebten Freuden und Segnungen in diesen Tagen. Hier einige Auszüge in Übersetzung:

aus Karagandagebiet

Wir sind sehr dankbar, dass wir das Freizeitlager „Immanuel" haben, in dem man sich erholen, über die Liebe Gottes hören und viel Aufmerksamkeit und Liebe verspüren darf. Wir fühlen uns hier immer sehr wohl.

Danke an die Mitarbeiter, die auch in diesem Jahr die Freizeit so gut organisiert haben. Durch Bibelunterricht, Lieder, Anspiele und unterhaltsame Geländespiele lernten wir Gott besser kennen. Vielen Dank für die „Skinija" (Stiftshütte), wo unsere Versammlungen stattfanden und wir zu unserem Himmlischen Vater beten konnten.

Wir sind auch sehr dankbar für die Mahlzeiten, die Schokolade und die Bonbons, die uns sehr gut geschmeckt haben. Wir bedanken uns herzlich beim Küchenpersonal: bei den Köchen für das leckere Essen, bei Tante Faja für den Kompott und den Tee, bei den Küchenarbeitern für das saubere Geschirr, bei den „Offizianty" für die gute Bedienung.

Um die vielen Kinder satt zu kriegen, müssen Berge von Kartoffeln geschält und gekocht werden

Herzlichen Dank für die gemütlichen Ferienhäuser, wo wir Gemeinschaft hatten und schliefen, für die Waschräume, in denen wir uns morgens und abends frisch machen konnten. Danke für den Spielplatz, die Turngeräte, Bälle, Schläger und Federbälle, die interessanten Bücher aus der Bibliothek. Das alles sorgte für gute Unterhaltung. Uns haben die gemütlichen Lauben und Bänke gefallen, wo wir uns ausruhten und unterhielten und die hübschen Alleen, wo wir Spaziergänge machten. Wir sind dankbar, dass wir einen Swimmingpool hatten, obwohl wir in diesem Jahr nicht baden durften.

Ein herzliches Dankeschön unserer Ärztin, zu der wir zu jeder Zeit mit Kopf- und Bauchschmerzen, mit Verletzungen und Wunden kommen durften.

Wir sind denen dankbar, die uns sticken, nähen und basteln beigebracht haben. Es hat uns viel Spaß gemacht.

Einen ganz besonderen Dank an „Baba Irma", die unsere schmutzigen Sachen gewaschen, die Räume geputzt und zerrissene Kleider ausgebessert hat. Ein Dankeschön auch an die Wächter, die um unsere Nachtruhe besorgt waren. Danke den Verantwortlichen für die Durchsagen, die dafür gesorgt haben, dass wir immer pünktlich zu allen Veranstaltungen kamen.

Wir freuten uns, dass viele Kinder zu dieser Kinderfreizeit kamen und wir viele neue Freunde kennengelernt haben. Möge Gott jeden, der etwas zur Organisation und Durchführung der Freizeit beigetragen hat, reichlich segnen. Wir sind nicht zum ersten Mal auf der Freizeit und hoffen sehr, dass wir nächstes Jahr wieder hierher kommen dürfen.

In Dankbarkeit alle Teilnehmer an den Freizeiten in „Immanuel", Karagandagebiet

aus Temirtau

Der Herr schenkte uns auch in diesem Jahr die Möglichkeit, Freizeiten im Wald durchzuführen. Zuerst fand eine Freizeit für Jungs im Alter von neun bis fünfzehn Jahren statt, dann eine für Mädchen des gleichen Alters und zuletzt für die Jugendlichen, insgesamt hatten wir 650 Teilnehmer (ohne Mitarbeiter). Wir stellen fest, dass die Probleme mit der Disziplin von Jahr zu Jahr größer werden. Die Kinder werden von der Welt beeinflusst und sind ungehorsam. Aber der Herr hilft uns bei der Durchführung der Freizeiten. Wir freuen uns, wenn die Kinder ihre Sünden bekennen und ihr Leben dem Herrn weihen. Darin sehen wir den Segen des Herrn und die Wichtigkeit dieses Dienstes.

Wir sind euch sehr dankbar für die Mittel, die wir gerade rechtzeitig für die Durchführung der Freizeit erhalten haben.

Dima Janzen, Temirtau

aus Pawlodar

Der Sommer wird von den Kindern sehnsüchtig erwartet und sie freuen sich besonders auf die Kinderfreizeit. Christliche Freizeiten bieten wunderbare Möglichkeiten, Kindern aus ungläubigen Familien von Jesus zu erzählen. Das Thema der Freizeit 2004 hieß „Das Geheimnis des Erfolgs". Während dieser Woche wurde das Geheimnis gelüftet: „Nahet euch zu Gott, so naht Er sich zu euch". Durch das Leben von Josef durften wir täglich entdecken, dass der Erfolg unseres Lebens nur bei Gott liegt.

75 Geschwister dienten in diesen Tagen dem Herrn, ein jeder mit der Gabe, die der Herr ihm anvertraut hat. An den beiden Freizeiten nahmen insgesamt 526 Kinder teil. Die Zeit verging sehr schnell und die Kinder hatten keine Langeweile.

Viele Bewegungs- und Bibelspiele wurden durchgeführt und Bastelmöglichkeiten angeboten. Die Kinder durften in der freien Zeit christliche Bücher lesen, auf dem Trampolin springen und in den warmen Tagen im Irtysch baden. In den Morgengottesdiensten betrachteten wir gemeinsam die biblischen Themen und bei den Gemeinschaften am Abend wurde der Herr durch Lieder, Gedichte und Anspiele verherrlicht. Der Bibelunterricht, die Lieder, die Spiele und die Gespräche mit den Mitarbeitern haben in den Herzen der Kinder eine Spur hinterlassen und viele Jungen und Mädchen haben Jesus als ihren Freund und Retter angenommen. Diese Tage bleiben bei vielen lebenslang in Erinnerung.

Jurij Korkin und Nikolaj Mosaklez, Pawlodar

Kinder aus der Freizeit im Pawlodargebiet:

Sascha Nauman (12 J.): *Ich danke Dir, mein Gott! Ich danke auch denen, die diese Freizeit finanziert haben, die das leckere Essen vorbereitet und uns nachts bewacht haben. In diesem Lager habe ich Gott kennengelernt und von Josefs Leben, von seinen Problemen und den Geheimnissen seines Erfolgs erfahren. Ich bitte Gott, dass es dieses Lager auch weiterhin gibt, denn hier gibt es nichts Schlechtes.*

Kirill Daniljukow (13J.): *Ich bin sehr dankbar für das Lager. Hier habe ich Jesus in mein Herz aufgenommen – das ist meine größte Freude. Ich habe hier gelernt zu vergeben und Böses mit Gutem zu vergelten. Außerdem gefielen mir die biblischen Spiele, aus denen ich Lektionen fürs Leben ziehen konnte.*

Pawel Samojlo (13J.): *Im Lager habe ich viele nette Leute und Freunde kennengelernt. Hier habe ich von Gott gehört und mich bekehrt. Jetzt merke ich, dass mein Benehmen und meine Einstellung sich geändert haben.*

Veronika Gubarewa (14J.): *Ich danke Dir, Herr, dass ich an dieser christlichen Kinderfreizeit teilnehmen konnte. Ich habe hier viel Gutes gelernt. Durch die Lektionen lernte ich das Wort Gottes besser kennen und erfuhr vom Geheimnis des Erfolgs. Ich habe in mir sehr viel Schlechtes gesehen, was ich früher nicht bemerkt hatte und habe alle meine Sünden vor Gott bekannt.*

aus Semipalatinsk

Danke für die Hilfe bei der Durchführung der christlichen Kinderfreizeit. Für eure Spenden konnten wir das Ferienlager „Nadeshda" mieten. Der Herr segnete diese Zeit reichlich. In zwei Wochen durften sich 205 Kinder erholen. Viele von ihnen waren zum ersten Mal auf einer christlichen Freizeit. Dem Herrn die Ehre, dass Er die Herzen Seiner Kinder zu Opfern bewegt. Möge der Herr euch segnen!

A.Kitschigin, EChB-Gemeinde Semipalatinsk

aus Nowosibirsk

Herzlichen Dank für die finanzielle Unterstützung, die wir im Vertrauen auf Gott erwartet und von euch bekommen haben. Sie kam gerade rechtzeitig vor der Freizeit und waren für uns eine große Hilfe.

Auf solchen Veranstaltungen werden die biblischen Wahrheiten in einer für Kinder verständlichen Weise dargelegt. In den Morgengottesdiensten wurde den Kindern erzählt, wie fleißig die Bienen, treu die Schwäne und hilfsbereit die Delphine sind. Bei den Wanderungen am Nachmittag konnte ein jeder prüfen, ob er diese Eigenschaften auch besitzt. Abends am Lagerfeuer, wurde das Thema des Tages noch einmal durchgesprochen, und der Bruder erzählte über den Schöpfer, die Quelle dieser guten Eigenschaften und darüber, was der Herr für uns getan hat.

Besonders gut haben die Kinder ein Geländespiel behalten, wo sie als Missionare unter den einheimischen Völkern Südamerikas auftreten und ein kleines Missionsdorf aufbauen mussten. Sie sollten den Heiden den wahren Gott predigen und ihnen erklären, dass Götzendienst sie nicht retten kann. An einer Station musste man den Einheimischen medizinische Hilfe erweisen. Die Kinder bekamen auch den Auftrag, den Missionaren Geld zuzustellen,

Morgengottesdienst während der Freizeit in Nowosibirsk

was mit vielen Versuchungen und Hindernissen verbunden war. Hier konnten die Kinder das am Tag Gelernte in die Tat umsetzen. Natürlich war es nur ein Spiel und das Leben ist weitaus nicht immer so einfach. Nur der Herr kann den Kindern diese Eigenschaften ins Herz legen und sie verändern. Bis zum Abschluss der Freizeit hatten viele Kinder eingesehen, dass sie so wie sie sind vor Gott nicht bestehen können und baten ernstlich beim Herrn um Vergebung ihrer Sünden. Wenn man die Früchte der Kinderarbeit sieht, ist man dem Herrn besonders dankbar für die rechtzeitige Unterstützung und eure Opferbereitschaft.

Die Gemeinde aus Nowosibirsk

aus Abakan

Schon einige Monate vor der Kinderfreizeit trafen sich die Mitarbeiter, um das Programm auszuarbeiten. Sie wünschten sich, das Lager an einem ruhigen Platz am Ufer des Flusses in der Nähe von Abakan aufzubauen, wo man nicht von fremden Menschen gestört werden würde. Der Verantwortliche für die Kinderfreizeiten in Sibirien fragte mich schon im Juni, ob wir etwas für die Durchführung der Freizeit bräuchten, vielleicht etwa ein Boot. Durch ihn bekamen wir die nötigen Mittel, um ein Gummiboot zu kaufen. Die Brüder fanden einen schönen Platz in der Nähe des Dorfes Letnik auf der Halbinsel des Flusses Enissej. Am Montag kauften wir ein Gummiboot und die nötigen Lebensmittel ein. Einige Mitarbeiter fuhren schon am Abend auf die Halbinsel, um das Lager einzurichten.

Am nächsten Morgen sollten die Kinder zum Freizeitplatz gebracht werden. Als sich unsere Autos dem Lagerplatz nahten, sahen wir mit Schrecken, dass der schnelle Fluss über seine Ufer getreten

war. Das Wasser umringte unseren Platz von allen Seiten, so dass unser Lager sich auf einer Insel befand. Jetzt verstanden wir die wunderbare Vorsorge Gottes, der dem Bruder aufs Herz gelegt hatte, uns die nötigen Mittel für ein Boot anzubieten. Unser Wunsch, nicht von fremden Leuten gestört zu werden, ging in Erfüllung. Die Kinder wurden mit dem Gummiboot ins Lager gebracht. Wir konnten hier ungestört die Zeit verbringen. In diesen Tagen betrachteten wir mit den Kindern ein biblisches Thema, führten

Die Teilnehmer der Freizeit in Abakan wurden mit einem Boot zur und von der Lagerinsel gefahren

Seelsorgegespräche und sangen Lieder. Bis zum Sonntag stieg das Wasser. Nach dem Morgengottesdienst brachten wir die Kinder mit dem Gummiboot zum Ufer. Um die Fahrzeuge, drei PKWs und einen LKW, aufs Land zu bringen, mussten wir zwei Trecker „Kirowez" bestellen. Mit großen Problemen und Gefahren zogen sie die Autos auf die Straße heraus. Wir sind Gott sehr dankbar für Seine Güte und wunderbare Führung.

Alexander Wall, Abakan

aus Kansk

Im Juni fand in Kansk eine christliche Kinderfreizeit unter dem Thema „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen" statt. Zusammen mit den Kindern betrachteten wir jeden Tag einen Berg, der in der Bibel vorkommt: Ararat, Karmel, Tabor, Golgatha, Ölberg.

An dieser Freizeit nahmen 90 Kinder aus acht Ortschaften (Kansk, Ilansk, Bratsk, Kodinsk, Bogutschany, Tajschet, Tschunojar, Iwanowka) teil. Wir wollten in dieser Zeit nicht nur für ihr irdisches Wohlergehen sorgen, sondern ihnen auch geistliche Speise bieten.

Wir waren dem Herrn sehr dankbar, dass 20 Kinder mit reumütigem Herzen am Berg Golgatha eine Begegnung mit Jesus erleben durften.

Die Gemeinde aus Kansk

aus Anshero-Sudshensk

Unsere Freizeit fand im Wald am Ufer eines kleinen sibirischen Flusses statt. In dieser Zeit haben die Kinder nicht nur die wunderbare Schöpfung Gottes betrachtet, sondern auch prächtige Bauwerke – die Stiftshütte aus Moses Zeiten, den Tempel Salomos und die Kirchengebäude der nachbiblischen Zeit. Auch während der Wanderungen lernten die Kinder einige biblische Vorbilder und geistliche Wahrheiten kennen. Der Herr schenkte uns sehr gutes Wetter und hielt Seine schützende Hand über uns. Wir sind Ihm dafür sehr dankbar! Vielen Dank für eure herzliche Teilnahme an unserem Dienst.

Die Geschwister der Gemeinde Anshero-Sudshensk

aus Dubetschnoje

Herzlichen Dank für die Hilfe bei der Durchführung der Kinderfreizeit „Bethanien"! Die Süßigkeiten von euch sind während der Freizeiten unter den Kindern verteilt worden und haben viel Freude bereitet. Das christliche Kinderlager fand hier zum achten Mal statt. In diesem Sommer konnten wir 1227 Kinder aufnehmen; die meisten waren aus Kinderheimen, Erziehungsanstalten, großen oder asozialen Familien. Das Ziel der Freizeiten ist, unter den Kindern eine Evangelisation durchzuführen und den Gemeinden zu helfen, die Kinder christlich zu erziehen. Viele Kinder, die in diesem Jahr im Lager waren, haben sich bekehrt.

Nikolaj Krikota, Dorf Dubetschnoje, Ukraine

aus Moldawien

In diesem Sommer bekamen wir von Ihnen eine große Sendung Konserven und Schokolade. Wir, die Kinder des Hilfswerks ELIM in Moldawien, möchten uns herzlich für Ihre Freundlichkeit bedanken. Wir treffen uns jeden Sonntag mit etwa 400 Kindern, um Gottes Wort zu hören, Lieder zu singen und den Herrn Jesus besser kennen zu lernen. Die meisten von uns haben keine gläubigen Eltern, viele unter uns sind Waisenkinder. Vier Busse holen uns jeden Sonntagmorgen aus den Dörfern ab. In ELIM erhalten wir zunächst ein Frühstück, dann haben wir anschließend zwei Stunden Sonntagschule und bekommen vor unserer Heimfahrt noch ein Mittagessen. In diesem Jahr konnten 50 Jungen und 60 Mädchen von uns an einem Ferienlager in Rumänien teilnehmen, wo wir eine glückliche Zeit hatten und viel aus der Bibel lernten. Viele Jungen und Mädchen lernten dort den Herrn als ihren persönlichen Retter kennen. Die Lebensmittel, die wir von Ihnen erhalten haben, waren alle sehr lecker, besonders die gute Schokolade! Wir spüren, dass Gott uns liebt, dass Er es ist, der uns das Gute schenkt. Ihm sei Dank dafür!

Mit vielen Grüßen die ELIM-Kinder, Singerej, Moldawien

Teilnehmer der Kinderfreizeit in Moldawien. Die Kinder freuen sich besonders über die Schokolade

Schließung des Kinderheims in Temirtau?

Vor einigen Jahren ist den Christen in Temirtau aufgefallen, dass es in der Stadt viele eltern- und obdachlose Kinder gab, die in verlassenen Häusern, Kellern und Warmwasserschächten hausten. Die Gemeinde entschloss sich diesen Kindern zu helfen. Das Vorhaben wurde von der Stadtverwaltung (Akimat) genehmigt und am 3. Januar 2000 wurde das Christliche Hilfswerk „Zion“ eröffnet. Am 6. September 2000 wurde das Kinderheim „Nadeshda“ als Zweig des Hilfswerkes registriert.

Einige Straßenkinder wurden in das Heim eingeladen. Man erkundigte sich über ihre Familien, die meistens keine gute Erziehung und keinen Lebensunterhalt den Kindern bieten konnten. Die Eltern waren damit einverstanden, dass das Kinderheim das Sorgerecht für ihre Kinder übernimmt. So fanden diese Kinder in „Nadeshda“ ein neues Zuhause, wo für ihr Wohlergehen gesorgt wurde und sie eine Erziehung im christlichen Sinne bekamen. Johann Pankratz, der Direktor des Heimes, übernahm für elf ältere Kinder rechtlich die Vormundschaft.

In den vier Jahren des Bestehens des Kinderheimes hat das Personal viele Dankesworte von den Eltern und Stadtbürgern gehört. Auch die Schule, die Stadtverwaltung, das Schulbildungsamt, das Gesundheitsamt und andere staatlichen Behörden, die die Arbeit des Heimes regelmäßig kontrollierten, haben in dieser Zeit keine Verstöße gegen das Gesetz und die Vorschriften gemeldet.

Am 6. Oktober 2004 kamen in das Kinderheim „Nadeshda“ vier unangemeldete Besucher, die ohne sich vorgestellt zu haben, das Gebäude und die Akten zu untersuchen begannen. Der Besuch führte sich sehr unhöflich und taktlos auf. Später erfuhr man, dass es ein Vertreter von der Staatsanwaltschaft, der Vorsitzende des Bildungsamtes und ein Vertreter des Gesundheitsamtes waren. Die vierte Person hat sich nicht vorgestellt. Die Kommission hat sich sehr gewundert, dass die Wörter „Bibel“ und „Erziehung im christlichen Sinne“ in der Satzung vorkamen. Nach dieser Prüfung ist die Genehmigung für die Eröffnung des Kinderheimes „Nadeshda“ aus der Akte verschwunden.

Innerhalb einer kurzen Zeit folgten diesem Besuch noch viele andere Vertreter verschiedener Ämter. Die verantwortlichen Brüder Dmitrij Janzen und Johann Pankratz wurden auch einige Male zu Verhandlungen zu den Behörden eingeladen.

Man merkt, dass die Obrigkeit bestrebt ist, das Vormundschaftsrecht für die elf Kinder von Johann Pankratz zu entziehen. Das Jugendamt der Stadt bekam eine Aufforderung, die 16 Kinder, die keinen Vormund haben, in verschiedene staatliche Kinderanstalten unterzubringen. Einige Kinder wurden von den Eltern abgeholt. Ein Mädchen kam noch am 12. Oktober ins städtische Kinderheim, das andere in einen Rehabilitationszentrum. Zwei Mädchen (4 Jahre und 15 Jahre), sind für drei Wochen in einem Adoptionszentrum, wo die Verhältnisse sehr schlimm sind, untergebracht worden. Danach sollen sie in das städtische Kinderheim übergeführt werden. Damit die anderen Kinder bewahrt bleiben, haben die Mitglieder der Gemeinde sie in ihre Familien aufgenommen und Anträge auf Adoption oder Vormundschaft gestellt.

Beim Gespräch mit den Behörden am 29. Oktober wurde Bruder Johann Pankratz ein Schreiben mit einer Forderung das Kinderheim zu schließen vorgelegt. Schlussendlich wurde er aber aufgefordert innerhalb eines Monats das Kinderheim neu zu registrieren.

Am 3. November kam in das Heim wiederum eine Kommission von den Vertretern der Stadtverwaltung. Im Gespräch wurden von der Seite der Behörden einige Verstöße gegen die Vorschriften dargelegt, mit denen die Brüder in vielen Punkten nicht einverstanden waren. Es wurde unter anderem ihnen vorgeworfen, dass im Kinderheim die Fahne, das Wappen und das Porträt des Präsidenten von Kasachstan fehlen und dass die staatlichen Festtage hier nicht gefeiert werden. Die Geschwister sind aber überzeugt, dass die christliche Struktur des Kinderheimes der wahrer Grund für die Aufregungen der Behörden ist.

Alle Handlungen von der Seite der Regierung sind dahin gerichtet, das christliche Kinderheim zu schließen und alle Kinder in staatlichen Heimen unterzubringen. Die Geschwister aus Temirtau haben jetzt bei den Behörden einen Antrag auf eine neue Registrierung des Kinderheimes gestellt und warten auf eine Antwort.

Buchvorstellung

Das Buch „Er gibt dem Müden Kraft“ enthält Predigten, die Johannes Fast, einer der bedeutendsten russland-deutschen Prediger der Nachkriegszeit, im letzten Jahrzehnt seines Lebens niedergeschrieben hat. Sie geben einen guten Einblick sowohl in seine Gedankenwelt als auch in das Leben der Gemeinde in Dshetysaj (Südkasachstan), der er in dieser Zeit zugehörte. Da er fast blind war, nutzte er beim Schreiben eine Schablone. Peter Dyck und seine Schwägerin Katharina Bergen (Karaganda) haben diese Texte ins Reine umgeschrieben. Diese Fassung der Gelegenheitspredigten, wie der Verfasser die Sammlung nannte, wurde zur Grundlage einiger handschriftlichen Kopien und dienten als Vorlage für diese Ausgabe, die im Oktober 2004 erschienen ist.

Johannes Fast wurde am 28. April 1886 im Dorf Mariental in der mennonitischen Kolonie Alexandertal in Russland geboren.

Nach dem Forsteidienst besuchte er zwei Jahre (1911-1913) die Bibelschule in St.Chrischona in der Schweiz.

Angekommen in der Heimat, wurde Johannes Prediger und Leiter des Gemeindechores in Alexandertal.

Die Jahre 1931 bis 1954 verbrachte er in der Verbannung. Nach der Befreiung zog die Familie Fast nach Temir-Tau (Kasachstan) um. Elf Jahre wirkte Johannes Fast unermüdlich in der Gemeinde Temir-Tau und der Umgebung. 1967 zog die Familie nach Dshetysaj in Südkasachstan. Er wirkte auch weiter im Dienste eines Reisepredigers. Hinzu kam die schriftliche Arbeit, die zunächst aus Briefen bestand. 1970 wurde die erste Predigt zu Papier gebracht, 1971 – ein Kalender mit Tagespredigten. Als er völlig erblindet war, hat er seine Predigten auf Tonband aufgesprochen.

Am 28. April 1981 hat der Herr seinen treuen Diener im Alter von 95 Jahren in die himmlische Heimat aufgenommen.

Das Buch „Er gibt dem Müden Kraft“ können Sie durch den Verlag Samenkorn beziehen. (Tel. 0 52 04 – 88 80 04)

Meldungen

Weihnachtsgeschenke für Kasachstan und Sibirien

Die Liebe ist das schönste Geschenk, das wir bekommen können. Es tut gut zu wissen, dass jemand mich liebt und an mich denkt. Ich bin dem anderen wichtig.
Durch unsere Weihnachtspaketaktion wollen wir den Menschen in Kasachstan und Sibirien zeigen, dass wir sie lieben, an sie denken, und auf die Liebe Gottes hinweisen, der Seinen Sohn auf diese Erde geschickt hat, um uns zu retten. Viele Gemeinden und Missionsfreunde haben auch in diesem Jahr an der Aktion teilgenommen. Bis Anfang Dezember wurde auf das Konto von Hilfskomitee Aquila für Weihnachtsgeschenke 26.138,00 EUR überwiesen. ***Herzlichen Dank einem jeden, der an dieser Aktion teilgenommen hat!***

Diese Mittel sind bereits an die vorstehenden Brüder der Gemeinden nach Kasachstan und Sibirien geleitet worden, damit sie rechtzeitig zum Fest für Kinder und Erwachsene Geschenke vorbereiten können. Viele Hunderte von Kindern dürfen sich in den Weihnachtstagen auf die Süßigkeiten freuen. Auch für Erwachsene werden vor Ort Lebensmittelpakete (für etwa 5 bis 7 EURO) zusammengestellt, die die Mahlzeiten an diesen Festtagen in manchen Häusern bereichern werden.

Lasst uns danken für die 55 LKWs mit Hilfsgütern, die 2004 gut ihre Ziele im Osten ereichten

Gebetsanliegen

Lasst uns danken:

- für das Vorrecht, Gottes Mitarbeiter zu sein (S. 3-4)
- für den gesegneten Ablauf des Missionstages 2004 in Neuwied-Torney
- für die Bewahrung und den Segen auf den Missions- und Forschungsreisen der Geschwister aus Deutschland in den Weiten von Sibirien, Kasachstan und Kaukasus (S. 5-11)
- für christliche Kinderfreizeiten in vielen Ortschaften der ehemaligen Sowjetunion, die im Sommer durchgeführt worden sind (S.36-38)
- für den Segen der Arbeit des christlichen Kinderheimes „Preobrashenije“ in Saran, Kasachstan (S.16-18)
- für die Bewahrung und Entzollung der 55 Großtransporte mit Hilfsgütern, die 2004 durch das Hilfskomitee Aquila in die ehemalige Sowjetunion geschickt worden sind
- für die im Jahre 2004 eingegangenen Spenden, die die Unterstützungsarbeit ermöglichten
- für die gute Beteiligung an der Weihnachtspaketaktion (S.40)

Lasst uns beten:

- dass der Herr aus uns ein Werkzeug macht, welches Er einsetzen und gebrauchen kann (S.3-4)
- dass der im Jahre 2004 ausgestreute Samen Frucht bringe
- dass der Herr den Leid tragenden Familien in Beslan Trost, Geborgenheit und Kraft schenkt, das Auferlegte zu tragen (S. 6-8)
- um Weisheit, Freude und Mut der verantwortlichen Mitarbeiter in den christlichen Kinderheimen „Preobrashenije“ in Saran und „Nadeshda“ in Temirtau
- für die Lösung des Problems im Kinderheim „Nadeshda“ in Temirtau (S. 39)
- dass der Herr die nötige Mittel schenkt, den Anbau des Kinderheimes „Preobrashenije“ zu finanzieren
- für die kaputte Verhältnisse in vielen Familien in Kasachstan, damit viele betroffenen Kinder zu Hause Geborgenheit, Liebe und eine gute Erziehung finden (S. 12-15)
- dass viele Kinder, die während der Freizeit sich für Jesus entschieden haben, fest im Glauben bleiben
- dass durch die Weihnachtspaketaktion Gottes Liebe den Menschen näher gebracht könnte werden (S.40)
- dass die gespendeten Hilfsgüter richtig verteilt und zum Segen genutzt werden

Ich aber traue darauf, dass du so gnädig bist; mein Herz freut sich, dass du so gerne hilfst. Ich will dem HERRN singen, dass er so wohl an mir tut.

Psalm 13, 6